

DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

8-**9**/85
September

Jetzt haben wir einander gesehen, sagte
das Einhorn. Wenn du an mich glaubst,
glaube ich auch an dich. Ist das nicht ein gutes Angebot?
(Louis Carroll)

Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Bernhelm **Boß**, Dr. rer. nat., geb. 1941; apl. Prof. für mathematische Modellierung, Roskilde (Dänemark); u. a.: Mathematisierung der Einzelwissenschaften, Birkhäuser 1976; Mathematics and the Real World, Birkhäuser 1979; The Atiyah-Singer Index Formula and Gauge-Theoretic Physics, Springer 1985; Mitorganisator der International Conference on Mathematical Modelling an der ETH Zürich 1983; Mitgl. d. Sekretariats der Weltföderation der Wissenschaftler.

Gerd **Fuchs**, geb. 1932; u. a.: Ein Mann fürs Leben, Erzählung, Autorenedition 1978; Stunde Null, Roman, Autorenedition 1981; Die Amis kommen, Rowohlt-Rotfuchs 1984.

Georg **Füllerth**, Dr. phil., geb. 1939; Prof. für Politikwissenschaft, Marburg; u. a.: Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik, PRV 1983; Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Gemeindepolitik 1918–1933, 1984. Peter **Furth**, Dr. phil., geb. 1930; Prof. für Sozialphilosophie an der FU-Berlin; u. a.: Soziologische Positionen (zus. m. Mathias Greffrath), Frankfurt 1977; Arbeit und Reflexion (Hrsg.), Köln 1980; Zur gegenwärtigen Lage des Friedens, in „Widerspruch“ 3, Zürich 1982.

Mustafa **Önal**, geb. 1950; Textilingenieur, Deutschlehrer.

Glen **Pate**, geb. 1939; Dozent für Betriebsinformatik, Hamburg; davor Oberstufenlehrer für Mathematik und Informatik in Chicago, Istanbul und Gelsenkirchen, Systemverwalter, Betriebsratsvorsitzender, Leiter der Abteilung Informationssysteme bei BRD-Niederlassungen im Elektronik- und Bankenbereich.

Hans **Platschek**, geb. 1923; Maler und Publizist, Hamburg; u. a.: 1981 Retrospektive im Nikolay, Kopenhagen; Über die Dummheit in der Malerei, Suhrkamp 1984.

Roman **Ritter**, geb. 1943; Verlagslektor, München.

Karl Hermann **Tjaden**, Dr. phil., geb. 1935; Prof. für Politische Ökonomie und Wirtschaftssoziologie an der Gesamthochschule Kassel; u. a.: Struktur und Funktion der KPD-Opposition (KPO), 3. Auflage 1983; Automobilindustrie in Entwicklungsregionen, 1985.

WRL, Dr. rer. soz., geb. 1951; Organisationsprogrammierer im Bereich Büroautomation; u. a.: Mikroelektronik und Klassenkampf, DVZ/die tat 1984.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Organisation: Helga Bodenstab
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzelne 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:
Verlag: GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann
Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
Anzeigenpreisliste 1/84

| | |
|--|----|
| Thomas Neumann Angesichts einer offenen Tür Ein ruhiges Land II | 3 |
| Peter Maiwald Notizbuch 8 | 10 |
| Peter Furth Frieden oder gerechter Frieden? | 11 |
| Gerd Fuchs Johannes Bückler alias Schinderhannes | 25 |
| HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden 30 | |
| Hans Platschek Als die Bilder hinken lernten | 31 |
| Mustafa Önal / Peter Maiwald Gedichte | 36 |
| Roman Ritter Die fortwährende Lustigkeit der Münchner Lach- und Schießgesellschaft | 37 |
| Georg Füllerth Die Union als Gegenstand der Betrachtung | 41 |
| WRL Gegen einen zivilisationskritisch aufgeblasenen feministischen Idealismus | 47 |
| Karl Hermann Tjaden Bemerkungen zum Technikfetischismus von WRL | 55 |
| Bernhelm Boß / Glen Pate Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen | 58 |
| Zeitschriftenschau Sozialdemokratische Sicherheitspolitik | 71 |

Ist sie liebenswürdig, so wird sie euch desto stärker einnehmen; ist sie tugendhaft, so wird sie euch nicht verführen; ist sie klug, so wird sie sich von euch nicht verführen lassen. Ihr könnet sie also ohne Gefahr lieben.

»Aber dabey finden wir unsere Rechnung nicht; diē Frage ist, wie wir es anstellen sollen, um von ihr wieder geliebt zu werden.«

Allerdings, dies wird eben die Kunst sein! Ich wehre euch nicht, den Versuch zu machen; und ich stehe euch dafür, wenn sie und ihr jedes das Seinige thut, so werdet ihr euern Roman zehn Jahre durch ohne sonderlichen Schaden fortführen, und, wofern ihr euch nicht etwan einfallen laßt, ihn in eben so viel Bänden herauszugeben, so wird die Welt wenig dagegen zu erinnern haben.

CHRISTOPH MARTIN WIELAND

Thomas Neumann

Angesichts einer offenen Tür Ein ruhiges Land II

Schröder gab nach dieser Niederlage keineswegs den Kampf um das Hochrad auf. Das mag uns aus heutiger Sicht unvernünftig, starrsinnig und regelrecht verstiegen erscheinen, nur muß man bedenken, daß sich das Problem für Schröder damals anders stellte. Das Niederrad hatte noch nicht seine fraglose Zweckmäßigkeit durch einen gut hundertjährigen und heute sogar zunehmenden Gebrauch bewiesen.

Uwe Timm, Der Mann auf dem Hochrad

Alltagsgespräche bewegen sich, wenn Computer Thema sind, häufig um die Fragen, ob gleich und von welcher Firma ein Gerät anzuschaffen sei. Die Sachkenntnis wächst sprunghaft. Vorbehalte gegen den Bezug eines Apple oder Commodore beschränken sich auf den Preis, werden aber von der Hoffnung zerstreut, in ein bis zwei Jahren würden, wie seinerzeit die Transistoren, die Geräte erschwinglich werden. Es überrascht niemanden, wie das sonst bei Linken doppelte Mißtrauen gegen neue Techniken und ihr widersprüchsvolles Kapitalverhältnis unterhand verschwindet. Ein privates Vertrauen in die nächste kapitalistische Zukunft und ihren prominenten Vertreter, den Computer zu Billigpreisen, ist eingekehrt. Die Erwartung ist begründet in der heftigen Konkurrenz um Marktanteile und Profit.

Wenn das auch nicht alles ist, wenn bei spontaner Erörterung nicht-persönlicher Wünsche und Bedürfnisse, bei Betrachtung der Weltangelegenheiten die großen Gesten bleiben, so ist die intime Akzeptanz doch Indikator einer wichtigen Verschiebung. Er zeigt erste Erfolge der »Reorganisation der kapitalistischen Akkumulations- und Hegemonialstruktur« an (Joachim Hirsch; Argument 151/1985, S. 329).

Der Übergang des Kapitals von einer Phase zur nächsten, den man aus Mangel an Begriff ebensogut numerieren wie mit der Vorsilbe 'post' vor dem Namen der auslaufenden bezeichnen kann, wird an mehr als nur privaten Eindrücken kenntlich.

Die Arbeiterbewegung in ihren politischen und gewerkschaftlichen Formationen verläßt die Positionen des antitechnischen Protestes, der sie über Jahre beschäftigte. Sie diskutiert sich selbst, ihre Programme, gelegentlich ihre Organisationsform und tastet sich zur neuen Technik vor, die wie in den privaten Haushalten in ihren Apparaten installiert wird. Mit der Zukunft der Arbeit sucht sie die ihrer Bewegung, sucht Konzeptionen, die dem Kapital auf neuem Niveau entgegenzusetzen sind.

Die Lust an existentiellen Interpretationen der gesellschaftlichen Widersprüche, die Alltagsapokalyptik, verliert an Emotion. Eine freundlichere Betrachtung des Kapitals unter linken Sozialwissenschaftlern ist zu bemerken. Auf Einladung des Präsidenten des spanischen Parlaments erklärte Jürgen Habermas vor den Cortes die Lage: »Dem politisch wirksamen

Geschichtsbewußtsein selbst ist eine utopische Perspektive eingeschrieben. So jedenfalls schien es sich zu verhalten — bis gestern. Heute sieht es so aus, als seien die utopischen Energien aufgezehrt, als hätten sie sich vom geschichtlichen Denken zurückgezogen. Der Horizont der Zukunft hat sich zusammengezogen und den Zeitgeist wie die Politik gründlich verändert. Die Zukunft ist negativ besetzt; an der Schwelle zum 21. Jahrhundert zeichnet sich das Schreckenspanorama der weltweiten Gefährdung allgemeiner Lebensinteressen ab: die Spirale des Wettrüstens, die unkontrollierte Verbreitung von Kernwaffen, die strukturelle Verarmung der Entwicklungsländer, Arbeitslosigkeit und wachsende soziale Ungleichgewichte in den entwickelten Ländern, Probleme der Umweltbelastung, katastrophennah operierende Großtechnologien geben die Stichworte, die über Massenmedien ins öffentliche Bewußtsein eingedrungen sind. Die Antworten der Intellektuellen spiegeln nicht weniger als die der Politiker Ratlosigkeit. Es ist keineswegs nur Realismus, wenn eine forsch akzeptierte Ratlosigkeit mehr und mehr an die Stelle von zukunftsgerichteten Orientierungsversuchen tritt. Die Lage mag objektiv unübersichtlich sein. Unübersichtlich ist indessen auch eine Funktion der Handlungsbereitschaft, die sich eine Gesellschaft zutraut. Es geht um das Vertrauen der westlichen Kultur in sich selbst» (Die Neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt a. M. 1985, S. 143).

In den fünfziger Aufbruchjahren der Bundesrepublik war der Abschied vom Marxismus hart und unmissverständlich drohend, auch unter Sozialwissenschaftlern. Heute ist er mitleidsvoll, die Wiederentdeckung des Kapitals bekommt etwas Vornehmes: »Mit einem Wort: den Kapitalismus, dieses Produkt des abendländischen Rationalismus, weiterentwickeln zur sozialen Demokratie«, scheint geboten (Peter Glotz, FAZ, 6.8.85).

Die solche Ideen leitende Vorstellung hat mit der Annahme der neuen Technik viel zu tun. Noch ohne Bild der künftigen Gesellschaft glaubt man doch erkennen zu können, daß sie nicht mehr 'Arbeitsgesellschaft' sein werde, die Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums höchstens in Teilen der 'Arbeit', mindestens zu gleichen Teilen der 'Produktivität der Technik' zu danken sei. Wie und über welche Instanzen der geschaffene Reichtum zu verteilen, was mit der freien Zeit zu tun ist, aus welchen Substanzen die Gesellschaft ihren Antrieb erfahren wird, das alles ist noch unübersichtlich, übersichtlich aber scheint die 'Arbeit der Technik' zu sein, eine praktische, nicht aggressive Widerlegung des Marxismus, von Marx fast selbst vorausgesagt. Z.B. Oskar Negt: »Indem er eigensinnig die der kapitalistischen Produktionsweise eigentümliche Tendenz verfolgte, lebendige Arbeitskraft ununterbrochen durch tote Arbeit zu ersetzen (was er systematisch unter dem Titel 'organische Zusammensetzung des Kapitals' begriff), trieb er die Entwicklung zu einem Punkt hin, an dem seine eigene Wertlehre sich aufhebt, in der lebendige Arbeit als einzige Quelle von Wert und Mehrwert verstanden wird. Während die tatsächliche Reichtumsproduktion heute an diesem Punkt angekommen zu sein scheint, war es für Marx allerdings unvorstellbar, daß eine solche Aufhebung ohne fundamentale Veränderung der Gesamtstruktur der Gesellschaft, d.h. ohne revolutionäre Umwälzung erfolgen könnte« (Lebendige Arbeit, enteignete Zeit, Frankfurt a.M./New York, 1985, S. 192).

Die Kritik des Marxismus in der sozialwissenschaftlichen Diskussion

gilt, das macht sie freundlich und gutgelaunt, nicht dem Sozialismus, dessen Probleme in dieser Angelegenheit nicht berührt sind, sie gilt der Werttheorie von Marx, seiner größten Entdeckung, wie Engels sagte.

Man kann zu der Ansicht kommen, daß in den sozialwissenschaftlichen Arbeiten ausschließlich ideologische Fragen verhandelt werden, »rechte Klassentendenzen im sozialdemokratischen Reformismus« (Rainer Eckert, Sozialdemokratischer Reformismus in der Krise, Frankfurt a.M. 1985; zit. n. UZ, 9.8.85), man kann damit aber nicht weit kommen. Der Ideologieverdacht ersetzt weder Kritik noch Theorie. Dem angegriffenen Marxismus fehlt ein konzeptioneller Zugang, er ist noch bei der Antwort auf die vorangegangene Phase des Kapitals. Der dem Kapital entgegengesetzte Entwurf einer von seinen Widersprüchen freien Gesellschaft bezieht sich auf eine Produktionswirklichkeit, der die Alltäglichkeit des Computers, der Informationstechnologie fremd ist. Der Entwurf ist nicht falsch, aber von gestern.

Die neue 'Etappe der wissenschaftlich-technischen Revolution' ist wie das Deutsche Reich 1871 von oben gekommen, aber nun ist sie da und nicht weniger Wirklichkeit als jenes war. Die Wirkung der sozialwissenschaftlichen Theorien zeigt sich in ihrer schnellen Umsetzung in politisches Bewußtsein, in politische Programme, sie geht auf die Plausibilität ihrer Beschreibungen zurück, die unter Einschluß der neuen Technik, des veränderten Systems der Produktivkräfte formuliert sind. Die marxistischen Theorien verborgen mühsam, daß sie, weitgehend unter Ausschluß dieser Technik entworfen, im besten Fall sozialpolitische Züge tragen.

Nun bleibt das natürlich nicht unbemerkt, beispielsweise von Joachim Hirsch im Argument (151), »Die aktuelle Neuformierung des Kapitalismus und ihre politischen Folgen«; von Wolfgang Fritz Haug in der Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte (8/85), »Marxistische Perspektiven an der Schwelle zum 21. Jahrhundert«; im Thesenentwurf der DKP, »Neue Fragen des Kampfes für Frieden und Arbeit — für eine demokratische Wende«.

»In Zeiten so tiefgreifender Veränderung gilt, daß abstirbt, was sich nicht auf die neuen Bedingungen einzustellen lernt. Arbeit, so kann man jetzt oft hören, dieser zentrale Begriff des Marxismus, ist nun nicht mehr wichtig, rückt zunehmend an den Rand. Das 'Ende der Arbeitsgesellschaft' sei gekommen. Entsprechend verliere, heißt es, der Marxismus an Bedeutung. Das wäre vermutlich richtig, würde der Marxismus die Veränderung der Produktionsweise nicht theoretisch und praktisch verarbeiten« (Haug).

»Die Relevanz einer allerdings nicht-ökonomistischen und -mechanistischen Interpretation der Marx'schen Theorie erweist sich eben zu dem Zeitpunkt, als die 'Krise des Marxismus' und die Obsoletheit der Werttheorie zum wissenschaftlich-politischen Gemeinplatz zu werden droht« (Hirsch).

»Mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt verschwindet nicht die Bedeutung der Arbeit für die Mehrung des gesellschaftlichen Reichtums. Die neue Technik ist selbst Ergebnis der Arbeit und erfordert, auch in ihrer höchsten Form menschliche Arbeit zu ihrer Zielgebung und Kontrolle. Es stimmt nicht, daß die Arbeit wegen neuer Technik 'ausgeht'« (Thesen).

Im Prinzipiellen ist Einigkeit untereinander, mit Karl Marx und in der Behauptung, daß der Arbeitsprozeß das Gesellschaftliche ist. Das Prinzip ist aber nicht das in Frage stehende Neue, es ist das Problem. Im Prinzip unterwirft das Kapital die Technik seinen Interessen, ersetzt es lebendige durch tote Arbeit, wird es von Arbeitslosigkeit begleitet. Die »elektronisch-automatische Produktionsweise« (Haug), die »Hyperindustrialisierung« (Hirsch), die »Umwälzung der gesamten technologischen Basis der Gesellschaft« (Thesen), diese Revolutionierungen heben die Arbeitslosigkeit nicht auf, vermehren sie im Vergleich mit der gesamten Geschichte des Kapitals aber auch nicht. Die Fortwirkung des alten Gesetzes unter neuen Bedingungen erklärt die neuen Bedingungen nicht. Dazu mißbraucht werden sie verfälscht, heimlich zu den alten geschlagen. Der Eindruck wird vermittelt, der Produktionsprozeß verenge sich, statt sich auszuweiten. »Die elektronischen 'Metamaschinen', die zu den klassischen Maschinensystemen und Verfahrensanlagen hinzukommen, ergänzen diese zu geschlossenen Systemen der Selbststeuerung. Die arbeitenden Menschen werden aus dem unmittelbaren Produktionsprozeß und seiner Regelung ausgelinkt.« Die gesellschaftliche Arbeit wird »aus der Produktion im engeren Sinn ausgelöst« (Haug). »Mensch und Maschine sind im Produktionsprozeß in bisher nicht gekanntem Umfang raum-zeitlich entkoppelbar« (Hirsch). »Zunehmend bewahrheitet sich die Feststellung des Programms der DKP: 'Die inneren Existenzbedingungen des BRD-Imperialismus werden in zunehmendem Maße durch tiefgreifende kapitalistische Krisenerscheinungen beeinflußt'« (Thesen). Was ist das für ein Produktionsprozeß, der die arbeitenden Menschen ausklinkt; was für Maschinen vermögen sich von den mit ihnen Arbeitenden zu entfernen; welchen Feststellungen nähert sich die Wahrheit zunehmend; wer definiert wen? Das Modell hat etwas Altertümliches, Klagendes, Wehleidiges.

Selbst also die engagierten Verweisungen der Aufkündigung der Arbeitsgesellschaft, die Versuche der Rückgewinnung der Arbeit aus dem Geist des Marxismus lassen sich von der Empirie der neuen Technik erpressen. In dem sie die Veränderungen der Produktion zuerst ihrer technischen Seite zuschlagen, die Praxis halbieren, am 'engen Produktionsprozeß' festhalte, ihn mit Mikroprozessoren ausstatten, zerfasert die Vorstellung der ganzen Gesellschaft.

Empirisch gibt es für jede Faser einen Beleg, doch jede Interpretation des einen oder der gebündelten Belege verfälscht das Bild zur Vision eines atomistischen, allein durch die Macht des Kapitals zusammengehaltenen Puzzles. Die einzelnen Erscheinungen werden zu Gesamteindrücken verallgemeinert. Das Allgemeine erscheint als Resultat der Diffusion, nicht als ein möglicher, durch die widersprüchliche kapitalistische Gangart geformter Schritt objektiver Entwicklung. Z.B. die Individualisierung: als Robinsonade ist sie ein bedauernswertes Schicksal, historisch aber ein Gewinn der Vergesellschaftung. In der Perspektive der sich selbständig machenden Maschinen ist sie Vereinzelung, Vereinsamung, 'radikale Individualisierung der Arbeitsplätze' (Hirsch). Das ist richtig, nur nicht alles. Ebenso wächst die Möglichkeit der Individualisierung auf dem Fundament der größeren Verflochtenheit der Gesellschaft. Vom Staat erwarte er asphaltierte Straßen und fließend Wasser, so ähnlich hat Karl Kraus gesagt, gemütlich

sei er allein.

Die andere Seite des Prozesses, die Entwicklung, die im stofflichen Resultat der neuen Technik nicht zu bestreiten ist, und dem, wie immer, ein gesellschaftliches zur Seite steht, gerät dieser Perspektive aus den Augen oder zum Wunsch. Der Blick aus der alten Maschinenhalle in die Welt der Arbeit verliert sich. Eigentlich ist Arbeit direkt und unmittelbar, jetzt ist sie gegen ihr Prinzip fern, der Maschine entrückt. Eigentlich wird Arbeit massenhaft verrichtet, jetzt vereinzelt sie gegen ihr Prinzip. Eigentlich ist sie körperlich, nun vergeistigt sie, wird gegen ihr Prinzip intellektuell.

Das Hochrad verschwand schnell aus dem Straßenbild. Schröder war der letzte, der auf dieser Maschine fuhr, die er einmal als erster in die Stadt gebracht hatte; damals von allen veracht, dann bewundert und bestaunt, schließlich nachgeahmt, wurde er jetzt wieder veracht, wie er da auf seinem eisernen Fossil durch die Straßen fuhr. Er war buchstäblich auf dem Hochrad sitzengeblieben.

Uwe Timm, Der Mann auf dem Hochrad

Die Sache ließe sich auch anders, in umgekehrter Richtung, in der Perspektive gesellschaftlicher Arbeit betrachten. In dem Fall verschwände nicht sie, es verschwände ihre Unmittelbarkeit. Und wenn dabei nicht mehr als ein Blickwechsel gewonnen wäre, die altbekannten Dinge nur in neuer Ordnung erschienen, so wäre die neue Ordnung doch eine produktivere Grundlage der Analyse und auch der praktischen Synthese als die alte.

Die Vorstellung der gestörten Unmittelbarkeit zwischen Produktionsprozeß und Arbeit ist im Gegensatz zu den Versuchen, sie für die eigenen Wünsche schmiegsam zu machen, auch kritikfähig. Sie verkürzt und verstümmelt die realen Beziehungen des Arbeitsprozesses, sie enthält schon, was sie aus sich herauszuarbeiten vorgibt, eine Unmittelbarkeit, die alle gedanklichen Anstrengungen auf die technische Seite des Vorgangs konzentriert. Sie ist das Bild einer verdinglichten Beziehung, eine im alten Sinn des Wortes ideologische Vorstellung, falsches Bewußtsein.

Wenn die Beobachtung es nahelegt zu bemerken, daß Arbeitsabläufe im Unterschied zu anderen, früheren Zeiten nicht mehr dem direkten Zugriff der Arbeiter und Angestellten ausgesetzt sind, weniger gehoben, geschnitten, gefeilt, gespritzt, getippt und gerechnet wird, vieles sich selber rechnet, hebt und schreibt, zwingen diese Veränderungen niemanden vom Auslösen oder -klicken, vom Ende der Arbeitsgesellschaft zu sprechen. Mindestens ebenso einsichtig ist die Annahme, daß die Arbeitenden den engeren Produktionsprozeß aus der Arbeit ausgelöst haben, daß die unmittelbare Produktion für den Arbeitsprozeß an Substanz verloren hat, daß die Enge verschwindet.

Die Vorstellung, gesellschaftliche Arbeit werde durch die Automatisierung technischer Abläufe aus der Produktion ausgelöst, verharrt auf einem alten, engen Standort und beurteilt, definiert von ihm aus einen weiteren, neuen. Was bleibt vom engeren Produktionsprozeß, wenn die technischen Abläufe automatisiert sind? Was ist ein unmittelbarer Produktionsprozeß, wenn er die menschliche Arbeit ausklinkt. Sie sind nicht mehr, was sie zu

sein vorgeben. Sie sind nicht mehr eng und unmittelbar. Löst der Produktionsprozeß im engeren Sinn die gesellschaftliche Arbeit aus sich aus, verliert er seinen engeren Sinn und muß in einem weiteren Sinn wiedergefunden werden.

So entsteht auch ein Problem, dessen Unübersichtlichkeit nicht gering ist, das aber eine andere Perspektive verlangt. Das Bild, dem mit der Automation technischer Abläufe der Produktion die Arbeit entschwindet, ist ein Bild des Kapitals, kapitalistischer Arbeit, des Arbeitsprozesses in seiner ausschließlichen Gestalt der Mehrwertproduktion. Seine empirische Verankerung hat es in der Arbeitslosigkeit, die ausgeklinkte, ausgelöste Arbeit ist. Mit keinem gekünstelten Begriff läßt sie sich zu genutzter Arbeit machen. Den Arbeitslosen, dem Standort ihrer Unmittelbarkeit, liegen die Gedanken von Habermas, von Offe, Negt oder Glotz unmittelbar näher. Unmittelbar haben sie Arbeit verloren, keine Theorie oder Selbsthilfe sichert ihre Existenz. Unmittelbar werden sie gegebenenfalls die Technik zur Verantwortung ziehen, die ihren Arbeitsplatz eingenommen hat. Und doch ist die augenfällige, sozial gewichtige Erscheinung und Realität kein Beweis für die Annahme, die Reduktion der Arbeit sei das Gesetz.

Der Arbeitsprozeß ist »zunächst« (Karl Marx, MEW 23, S. 192), d.h. immer wieder unabhängig von jeder bestimmten gesellschaftlichen Form zu betrachtender Stoffwechselprozeß der Menschen mit der Natur. Das ist er auch, wenn er sich zwischen vom Kapital gekauften Dingen verwirklicht und seinen Grenzen unterworfen wird. In welcher Form er sich historisch auch entwickelt, er tendiert dahin, sich auszuweiten, wird intensiver, vielfältiger und umgreifender; auch unterm Kapital. Die Arbeitslosigkeit verdeckt die tatsächliche Erweiterung. Der Einsatz neuer Technik als ein Vorgang, bei dem der unmittelbare Produktionsprozeß aus dem Arbeitsprozeß ausgeklinkt wird, hat nicht allein Arbeitslosigkeit zum Resultat, die kapitalistisch angewandte Arbeit verändert sich in diesem Prozeß selbst.

Die neue Technik ist nicht nur ein Schritt zur kapitalistischen Rationalisierung, sie ist Ausdruck der Erweiterung des Produktionsprozesses. Wenn das Kapital die neue Technik einsetzt, sie von oben kommt, handelt es sich um kapitalistische Erweiterung, eine Erweiterung von oben, aber eine Erweiterung.

Die neue Unübersichtlichkeit, die die Veränderungen mitsichbringen, erlaubt mit demselben Recht, mit dem sehr unwahrscheinliche Wege ins Paradies gewiesen werden, auf hiesigem Boden zu bleiben und zu prüfen, was es heißt, die Distanz zwischen Produktion und Arbeit erweiterte sich. In der Perspektive des Arbeitsprozesses und »zunächst« ohne Rücksicht auf seine Form heißt es zumindest soviel:

— Die Automatisierung technischer Abläufe der Produktion dehnt die Arbeit vertikal und horizontal inner- und überbetrieblich aus und ist ein Ergebnis dieser Ausdehnung. Der Verlust der unmittelbaren Beziehungen zwischen Arbeit und Technik ist das Ende der unmittelbaren Technik und der unmittelbaren Arbeit. Überwachung, Kombination, Kalkulation und vieles mehr, die betrieblich hierarchisch strukturiert waren, so lange sie vor allem Aufsicht waren, werden zu produktiven Tätigkeiten. Produktiv werden die dem Betrieb ferner liegende Forschung und Entwicklung, die Konstruktion, die Werbung, das Design, die sich aus Bedingungen zu Bestand-

teilen des Produktionsprozesses verwandelt haben. Und produktiv wird schließlich die Kombination dieser verschiedenen Funktionen des Arbeitsprozesses in ein und derselben Tätigkeit im direkten Kontakt mit der 'Restmaschine', der darin aber gerade seine Unmittelbarkeit abstreift.

— In den vermittelten Arbeitsbeziehungen verändert sich das intellektuelle Verhältnis zwischen der tätigen Seite und ihrem Gegenstand. Erfahrung wird überlagert, z.T. dominiert von Theorie. Das wissenschaftliche Herangehen wird zu einem wirklichen Herangehen. Das Bewußtsein findet seinen Widerstand nicht mehr allein im tätig vermittelten Stoff, dieser für Erfahrung grundlegenden Beziehung, es findet ihn auch im Modell, in der Konstruktion, und findet ihn dort um so mehr, je leichter und greifbarer die Technik ihm das Modellieren und Konstruieren macht.

— Arbeit ist in neue Beziehungen eingebunden, kennt mehr Voraussetzungen und Bedingungen, ist verflochtener und vergesellschafteter auch da, wo sie vereinzelter und isolierter erscheint. Die Vergesellschaftung der Arbeit hat die Kommunikation erfaßt. Das ist ein Grund neuer Individualität.

— Die Ausweitung des Produktionsprozesses erreicht unberührte Seiten der Natur, wovon zuerst ihre Beschädigungen Auskunft geben, aber ebenso ihre wissenschaftliche Rekonstruktion.

In der Perspektive des 'unmittelbaren Produktionsprozesses', der alten 'Feststellungen' erscheinen diese ihr auch wahrnehmbaren Veränderungen als Verluste der Arbeit, als 'Zerstreuungen' (Haug). In der Perspektive des Stoffwechselprozesses mit der Natur als eine Bereicherung des Arbeitsprozesses, verzerrt und entstellt, anarchisch und antagonistisch wie seit Manchester Zeiten.

Vom alten Standpunkt ist nichts Neues unter der Sonne, das Neue ist der Rand, das Hinzukommende, politisch gelegentlich auch das Bündnis. Vom Standpunkt des Neuen ist es die Sache selbst, eine von Marx geöffnete Tür.

Optimismus allein ersetzt die Arbeit jedoch nicht. Michail Gorbatschow

Peter Maiwald

Notizbuch 8

Ohne Ansehen der Person: damit beginnen die Irrtümer.

Alle Flöhe träumen davon Vampire zu sein.

Auf wie viele Teile von uns wir verzichten müssen, wenn wir uns zusammennehmen?

Der Krieg veräußert die inneren Angelegenheiten.

Die Unbeflügelten mögen Flügelkämpfe naturgemäß nicht.

Der Stein des Anstoßes befindet sich in tragenden Wänden.

Der Friede der Paläste besteht darin, daß die anderen Hütten kriegen.

Merkwürdig, daß die Leute, die mit uns ins Gericht gehen wollen, nie die Zeugen sind.

Nun bin ich schon vier Jahrzehnte unsterblich!

Peter Furth

Frieden oder gerechter Frieden?

Durch das Engagement für den Frieden hat man nicht schon den Begriff der Sache, für die man sich engagiert. Friedenswünsche, Friedensbilder sind nicht unschuldig. Frieden und Krieg gehören nicht verschiedenen Welten an. Zur Erkenntnis des Krieges kommt man vor allem auch durch die Untersuchung des Friedens. Ein pazifistisches Engagement bedeutet nicht immer Friedenssicherung. Es gibt einen Chiliasmus des Friedens, der den Begriff des Friedens zerstört und damit selber zu einer Gefahr für die zu verteidigende Sache wird. Frieden ist nur scheinbar eine unstrittige Sache. Solange die Friedensbewegung sich an den Folgen des Atomkrieges orientierte, blieb ihr dies verborgen. Frieden erschien als eine der näheren Bestimmung unbedürftige Bedingung für alles Weitere. Als aber auf der Suche nach Einwirkungsmöglichkeiten die Fragerichtung von den Folgen auf die Ursachen und Bedingungen des Krieges gelenkt wurde, da mußte auch der Frieden problematisiert werden. Die Frage nach den Ursachen der Verhinderung des Friedens war nicht ohne die Frage nach den Kriterien und den Bedingungen des wahren Friedens zu stellen. Damit war der Kampf für den Frieden nur mehr zugleich als ein Streit *um* (oder über) den Frieden zu führen, und die Kampfeslinie verlief nicht mehr zwischen Friedensbewegung und Umfeld, sondern quer durch die Friedensbewegung selbst. Einerseits galt der Friede als ein apriorisches Fundament allen weiteren menschlichen Daseins, als andere Werte erst ermögliche Grundscheidung. Die Pointe dieser Haltung war: Der Schutz galt dem tatsächlichen Frieden in seiner relativen, unvollkommenen Gestalt, dem Faktum, der »Geisel der Kriegsangst«, nicht dem idealen Frieden, wie es hieß. Dieser Frieden war negativ bestimmt als die Abwesenheit von Krieg, als 'Nicht-Atomkrieg'. Andererseits ging es um den Frieden nur insofern er wertvoll war, als höchstes Gut, als absolutes Ideal oder nur in Verbindung mit anderen höchsten Werten. Der Imperativ dieser Haltung war nicht Schutz des bestehenden Friedens,

sondern Annäherung an einen vollkommenen Frieden, Erschaffung eines gerechten Friedens, gerecht, weil in ihm die kriegsverursachenden Ungerechtigkeiten überwunden sind und weil in ihm diejenige Ordnung der Dinge herrscht, die den Menschen ein Maximum an Selbstverwirklichungschancen bereitstellt. Dieser Frieden kann nicht mehr negativ und relativ als Abwesenheit kriegerischer Gewalt definiert werden. Er muß positiv und inhaltlich bestimmt werden und absolut, d. h. in einem so prinzipiellen Abstand vom faktischen Lauf der Dinge, daß er als Maßstab bei der Beurteilung gegebener Friedenszustände dienen kann — aber auch als ein Kriterium der Unterscheidung von progressiver und reaktionärer, gerechter und ungerechter Gewalt.

Das ist ein Gegensatz, der sich durch die Geschichte bis auf unsere Tage zieht. Auf der einen Seite stehen die Furchtsamen; in ihrem Namen lenkte Hobbes die Aufmerksamkeit auf das gewöhnliche Wesen der Friedlosigkeit, aber auch des Friedens: »Denn Krieg besteht nicht nur in Schlachten oder Kampfhandlungen, sondern in einem Zeitraum, in dem der Wille zum Kampf genügend bekannt ist. Und deshalb gehört zum Wesen des Krieges der Begriff *Zeit*, wie zum Wesen des Wetters. Denn wie das Wesen des schlechten Wetters nicht in ein oder zwei Regenschauern liegt, sondern in einer Neigung hierzu während mehrerer Tage, so besteht das Wesen des Kriegs nicht in tatsächlichen Kampfhandlungen, sondern in der bekannten Bereitschaft dazu während der ganzen Zeit, in der man sich des Gegenteils nicht sicher sein kann. Jede andere Zeit ist Frieden.« (1)

Für Hobbes ist das Ausgangsfaktum der Krieg. Der Krieg ist die Bedrohung, die sein Denken antreibt. Der Frieden ist ihm ein so Dringliches, daß er die Zeit ohne Krieg als Frieden akzeptiert. Um den Frieden festzustellen, braucht er kein Vollkommenheitsideal und auch nicht den zum gerechten Frieden aufgewerteten Frieden. Sein Problem ist die Sicherung des Friedens durch institutionelle Begrenzung des Krieges, nicht durch moralische Legitimation des Friedens. Mit Hobbes ist vorstellbar, daß der Frieden schon an sich selbst ein Gut ist, so kostbar wie gefährdet.

Gerade dagegen stellt sich die andere Seite, die mehr will als überleben und die nur einen gerechten Frieden als wirklich wertvoll anerkennen will. Klassisch dafür der weltüberlegene Christ Pascal: »Wie der Friede in den Staaten nur der Erhaltung und Sicherung des Besitzes der Bevölkerung dient, dient der Friede in der Kirche nur der Erhaltung und Sicherung der Wahrheit, die ihr Besitz ist und ihr Schatz, wo ihr Herz ist. ... denn der Frieden ist nur so lange gerecht und nützlich, als er der Sicherung der Güter dient, und er wird ungerecht und verderblich, wenn er sie verkommen läßt, so daß der Krieg, der sie verteidigen kann, sowohl gerecht als notwendig wird ... Ist nicht deutlich, daß, ebenso wie es ein Verbrechen ist, den Frieden zu stören, wo die Wahrheit regiert, es ein Verbrechen ist, im Frieden zu bleiben, wenn man die Wahrheit zerstört? Es gibt also Zeiten, wo der Frieden gerecht ist, und andere, wo er unrecht ist. Es steht geschrieben, es gibt Zeiten des Friedens und Zeiten des Krieges, und das Anliegen der Wahrheit ist es, das hier entscheidet.« (2)

Hier wird der Frieden (wie auch der Krieg) zunächst nur als ein Mittel gesehen, von dem gilt, was für alle Mittel gilt, daß es nur durch seinen Zweckbezug zu rechtfertigen sei. Erst die Wahrheit oder Werte mit dem heils-

geschichtlichen Status des Endzweckes können dem Frieden, der als ein Zustand der physischen Erhaltung an sich gleichgültig ist, einen moralischen Stellenwert in der Geschichte beilegen. Gerechter Frieden ist Vorwegnahme, Vorschein des ewigen Friedens, eine Stufe dahin. Die zum Zweck der moralischen Bewertung des Friedens hervorgehobene Differenz zwischen Mittel und Zweck gilt nur vordergründig; denn Frieden ist ein wesentliches Merkmal des Endzweckes, ebenso wie der Begriff der Gerechtigkeit Teil der Definition des Friedens ist. Wahrer Frieden schließt die Gerechtigkeit ein und ist zugleich mehr, nämlich die vollkommene Organisation aller menschlichen Verhältnisse: *tranquillitas ordinis*, Augustinus hat es für alle Späteren vorformuliert. (3) So verweist der gerechte Frieden letztlich auf ein Ideal des Friedens, das jedenfalls in der *civitas terrena* nirgendwo und niemals verwirklicht ist. Es ist in dem historischen Jenseits einer Welt beheimatet, deren Stigma das Erfülltsein mit Gewalt ist, die unvermeidbar wie der Tod und an der alle als Täter wie als Opfer teilhaben. In dieser erlösungsbedürftigen, von Gewalt gezeichneten Welt kann die Frage gar nicht »Gewalt oder nicht« heißen; insofern besteht das Problem einer Apologie der Gewalt im Grunde nicht. Die einzige moralisch relevante Alternative lautet vielmehr progressive oder reaktionäre Gewalt, gerechter oder ungechter Krieg.

Die Negativität gegen vorhandene Zustände als Zustände des Unrechts erzwingt auch dann, wenn sich das Gerechtigkeitsideal mit einem irdischen, ganz materiell verstandenen Frieden verbinden soll, eine Absolutheit, die der Weltverneinung der christlichen Transzendenz formal sehr nahe kommt: »Wo es Ausbeutung gibt, wird um Befreiung von ihr gekämpft. Wo Kolonialismus herrscht, wird um nationale Befreiung gerungen. Wo Aggression geübt wird, erfolgt ihre entschiedene Abwehr und werden Schritte zu ihrer Verhütung getan. Wir sind nicht Anhänger irgendeines Friedens, wir sind für den gerechten, den demokratischen und darum dauerhaften Frieden. Das ist unsere marxistisch-leninistische Konzeption des Friedens.« (4) »Den Gesetzen des Klassenkampfes um eine Welt ohne Krieg kann man nicht entgehen. Man kann sie nur erkennen und sich ihren Notwendigkeiten stellen. Darin besteht das wirkliche Problem und der einzige Weg für einen erfolgreichen Kampf um Frieden. Es gäbe im Falle eines imperialistischen Kernwaffenüberfalles also keinen anderen Weg, die Menschheit zu retten, als den Kampf der sozialistischen Gemeinschaft unter Aufbietung all ihrer Kräfte und Ressourcen zur möglichst raschen Niederschlagung des imperialistischen Aggressors, eine Aufgabe, die sie mit ihrer überlegenen Militärmacht zu lösen imstande sein würde. An der Gerechtigkeit eines solchen Krieges kann es keinen Zweifel geben. Die Meinung, es sei angesichts der Gefahr eines Kernwaffenkrieges kein gerechter Krieg mehr möglich, abstrahiert von dem, worauf es gerade ankommt, vom Klassenwesen dieses Krieges.« (5)

Gerechter Frieden und gerechter Krieg gehören also zusammen wie Körper und Schatten. Vom gerechten Frieden sprechen, ohne zu bedenken, daß er als Motiv und Zielbestimmung dem gerechten Krieg vorangeht und als Resultat ihm folgt, verkürzt die Wahrheit. Und es ist zu befürchten, daß halbe Wahrheiten nicht zu haben sind, als wären es ganze, ohne daß einen der verleugnete Rest auf irgendeine Weise einholte.

Imperiale Ordnung und Theologie des gerechten Krieges

Den Frieden nicht einfach nehmen, wie es ihn gibt, sondern ihn in eine moralische Ordnung stellen und als gerechten verallgemeinern, das hat Voraussetzungen in der politischen Realität. Es muß dafür einen imperialen Rahmen geben, von dem man annehmen kann, daß er so etwas wie eine Weltordnung sei. Der gerechte Frieden gilt für das Innere eines als Welt vorgestellten Imperiums, beherrscht und gesichert durch ein Macht- und Legitimationsmonopol. Imperium und moralisches Universum fallen zusammen. Pax romana und pax christiana stehen Modell für einen solchen Zusammenhang von Herrschaftsordnung und moralisch ideologischer Befrachtung des Friedens. Es war Augustinus, der diesen Frieden durch die Erfindung der Theorie des gerechten Krieges vor den manichäischen Pazifisten schützte. Was die Theologen in seinem Gefolge dann immer systematischer zur Rechtfertigungslehre des Gebrauchs von Krieg und Frieden ausbaute, war keineswegs eine Theorie zur Begrenzung des Krieges, jedenfalls nicht für die äußeren Verhältnisse der pax christiana. Das konnte nicht sein; denn der gerechte Frieden brauchte bisweilen nicht nur den gerechten, sondern auch den »heiligen« Krieg. Auserwähltheitsbewußtsein und Ausgrenzung des Feindes aus dem rechtlichen und moralischen Universum bedingten und steigerten sich gegenseitig; der *civis romanus* und die christliche *imago dei* standen Barbaren, Heiden und Häretikern gegenüber. Die Theorie des gerechten Krieges sah die Herstellung des Friedens nicht durch Selbstbeschränkung, sondern durch Überlegenheit, nicht zweiseitig durch Interaktion der Gegner, sondern einseitig durch den Sieger vor. Überhaupt galt die Friedensfähigkeit als Sache der Gerechten, derjenigen, die die pax romana oder christiana repräsentierten, während die Feinde geradezu durch Friedensunfähigkeit definiert waren.

Aber schließlich büßte am Beginn der Moderne die Theologie des gerechten Krieges ihre Überzeugungskraft ein. Entscheidend dafür war der Zerfall des Machtmonismus und sein Ersatz durch einen Machtpluralismus und als Übriges: Die geistliche Legitimationsinstanz wurde freischwebend. Es wurden in dieser Epoche der Bildung neuer nationaler Reiche wegen der Pluralität legitimer Mächte Unterscheidungen nötig, die mit dem Konzept des gerechten Krieges nicht mehr verbindlich zu leisten waren. Z. B. wurde mit Hilfe der Unterscheidung zwischen schuldhaftem und schuldlosem (objektivem) Unrecht versucht, nur zu diskriminieren, wo vorher ausgegrenzt und kriminalisiert worden war. Alles drängte zur Antwort auf die Frage: kann der Krieg auf beiden Seiten gerecht sein? Gegen die bis dahin vorherrschenden Theologen bejahte der Jurist Alberico Gentilis schließlich als erster die Frage: *bellum iustum ex utraque parte.* (6) Die immanent-dialektische, rückwärtsgewandte Lösung, den beiderseits gerechten Krieg zum ungerechten zu erklären, weil er die Aufhebung der an die beiden Seiten verteilten Gerechtigkeit bedeutete, blieb auf der Strecke. Die Antinomie des beiderseits gerechten Krieges wurde nicht gelöst, sondern verlassen durch moralische Neutralisierung des Konflikts. Mit der Anerkennung der moralischen Indifferenz des Krieges verwandelten sich Problemstellung und Lösungskompetenz radikal; die theologische Rechtfertigung des Krieges wurde durch die rechtliche Institutionalisierung des Krieges verdrängt. Der

Name der Nachfolgeinstanz für die zwischenstaatliche Regelung von Krieg und Frieden, Völkerrecht, drückt plastisch den entscheidenden neuen Sachverhalt aus: Aufsplittung des einheitlichen Macht- und Legitimationssystems in eine Vielheit selbständiger und gleichursprünglicher Machtsubjekte.

Souveränitätsanarchie und Begrenzung des Krieges

Zusammen mit der Idee des gerechten Krieges verlor auch ein materiell und positiv bestimmter Friedensbegriff an Bedeutung. An seine Stelle trat ein negativ und bloß formell bestimmter Begriff, der den Frieden auf eine Rechtssituation reduzierte, damit aber voraussetzte, daß sein Gegenstück, der Begriff des Krieges, ebenfalls einen Rechtszustand bezeichnet. Die beiden Rechtszustände, die ohne moralische Wertung nebeneinander stehen, tragen und bedingen sich gegenseitig. Würde der Krieg aufhören, ein Rechtszustand zu sein, beträfe dies auch den Frieden. Es käme zum Rückfall in den Hobbeschen Naturzustand. Dem sollte die Verrechtlichung des Krieges vorbauen, die zugleich als seine physische Begrenzung vorgestellt war. Ein Projekt, hinter dem die Dringlichkeit aus den Erfahrungen der Religions- und Bürgerkriege stand. Für eine kurze Zeit des Übergangs zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft sorgte die Souveränitätsanarchie in den Beziehungen zwischen den Staaten für die Möglichkeit einer Politik des Friedens durch »Hegung des Krieges« (C. Schmitt). Ein kurzes goldenes Zeitalter des Völkerrechts, in dem die beginnende kapitalistische Konkurrenz zwischen den Nationalstaaten noch durch feudale Formen der Politik und des Rechts zu fesseln war. C. Schmitt und seine Schule idealisierten diese Übergangsepoke nostalgisch und nutzen sie als eindrucksvolle polit-arkadische Kulisse für spätere düstere Entwicklungen. Aber es ist Skepsis angebracht gegen die Versuche, aus diesem Interregnum zwischen den gesellschaftlichen Formationen ein Modell für die gegenwärtige Friedenspolitik gewinnen zu wollen. Die Versachlichung im Verhältnis von Krieg und Frieden, die einmal die Hegung des Krieges ermöglichte, fällt wie andere Fortschritte unter die Dialektik der Aufklärung. Gerade die Entwicklungen der jüngsten Moderne, die vor dem Hintergrund jener Epoche besonders scharf hervortreten, weil sie als Steigerung der damals beginnenden Tendenzen in eine neue Qualität umgeschlagen sind, verhindern einen erfolglosen Rückgriff.

Das war schon an Clausewitz zu konstatieren. Er stand selber an der Grenze jener Epoche, ihr Glanz lag noch auf ihm; seine Hellsichtigkeit, die ihn antreibende Sorge stammten aus der Epoche der Friedenssicherung durch Rationalisierung des Krieges, aber die beunruhigenden Erfahrungen, das Problem, sein eigentlicher Gegenstand kamen von Jenseits der Grenze, aus der Epoche der Entfesselung der Produktivkräfte in der Produktion wie in der Destruktion. Er war Theoretiker der Relativität von Krieg und Frieden mit dem Ziel, der Politik den Primat zu sichern. In der gegenseitigen Durchdringung von Krieg und Frieden sollte die Politik das Übergreifende sein, diejenige Form, in der sich der dialektische Widerspruch, Politik und Krieg als Einheit und Politik und Krieg als Unterschied,

bewegen könnte. Aber für dieses Programm war sein Politikbegriff zu schwach, zu rationalistisch. Er war als ein Ideal, das unter den Bedingungen der kapitalistischen Akkumulation eine bestimmte, vergehende Gestalt der Politik absolut setzte, der Dynamik der sozialen Bewegung und der Industrialisierung unangemessen. So konnte Clausewitz das, was er für die Untersuchung des Krieges leistete, für die Politik nicht erreichen, weil ihm an der Politik zwar ihr Übergehen in den Krieg, aber noch nicht sie selber problematisch geworden war. Kein Wunder, daß die Wirkungsgeschichte seines Werkes eine Geschichte der Verkehrung seiner Motive und Absichten war: Was der Relativierung und Partikularisierung des Krieges dienen sollte, schlug zu Buche für die Verabsolutierung und die Totalisierung des Krieges.

Weltbürgerkrieg als Weltgericht

Der tiefere Grund dieser Entwicklung war: Durch den Weltmarkt bildete sich ein neuer imperialer Rahmen, der zwar zunächst die Souveränitätsanarchie verschärfte, zugleich aber die Menge der konkurrierenden Mächte verringerte, ein Prozeß der Konzentration und Zentralisation der ökonomischen wie der politischen Macht. Die Dimension dieses Prozesses war in der Tat global. Herrschaft tendierte zur Weltherrschaft, die Klassenkämpfe wurden im Konzept der Weltrevolution gebündelt, die Kriege mit Entscheidungsfunktion wurden Weltkriege und schließlich Weltbürgerkriege. Die balancierende, kriegbegrenzende Wirkung schwand mit der abnehmenden Souveränitätsanarchie. Institutionen und Konzepte der Sicherung des Friedens durch Begrenzung des Krieges verloren damit ihre Grundlage in der Realität und wurden mehr oder weniger wirkungslos. Symptomatisch dafür war, wie Clausewitz als Prognostiker dieser Entwicklung mißverstanden wurde. Er wurde fast ausschließlich als Kriegstheoretiker studiert und zum Strategen des »totalen Krieges« erhoben (Ludendorff). Der einzige, der ihn von der Seite der Politik las, war Lenin, der dafür allerdings die Clausewitzsche Unterscheidung von Politik und Krieg in die vereinheitlichende Perspektive des Klassenkampfes rückte, um derart ein Kriterium für die Bestimmung gerechter und ungerechter Kriege zu bekommen.

Was für Gründe und was für Effekte hatte diese für den Marxismus-Leninismus socharakteristische Verbindung des Clausewitz-Theorems mit der Idee des gerechten Krieges? Sie war zunächst nur die Konsequenz aus dem proletarischen Internationalismus und richtete sich gegen die »Vaterlandsverteidigung« in imperialistischen Kriegen. Lenin erinnerte an das Clausewitz-Theorem, damit der Krieg nicht als eine vom Klassenkampf qualitativ verschiedene, gegen ihn indifferente Konfliktform verkannt würde. Am Krieg sollten die Klassen sich scheiden in homogene Blöcke, absolut getrennt und absolut entgegengesetzt. Mit dem Junktim Clausewitz-Theorem/gerechter Krieg stellte er auf der Höhe der imperialistischen Situation den Klassenkampf in die strategische Perspektive des Weltbürgerkrieges. Gegenüber der irritierenden Freund-Feind-Mannigfaltigkeit des Mächtepluralismus verwies der duale, manichäische Charakter des Klassengegensatzes auf die Herstellung eines endgültigen hegemonialen Sy-

stems. Darauf bezog sich Lenins berühmte Frage: »Wer wen?«

Aber in diesem einfachen und durchschlagenden Strategieprogramm steckten Implikationen und Nebenfolgen, die schon immer einen hohen Preis bedeuteten, mittlerweile wohl einen unerträglich hohen Preis. Clausewitz bestimmte das Verhältnis von Krieg und Politik als einen dialektischen Zusammenhang; die Pointe seiner Definition war: Krieg und Politik sind gleich, und sie sind nicht gleich. Lenin und der Marxismus-Leninismus nivellieren diese Dialektik; sie betonen die Gleichheit und unterdrücken die Differenz zwischen Politik und Krieg, der zur 'Erscheinung', zum bloßen Ausdruck der Politik reduziert wird. Gewollt wird die Privilegierung der Politik. Bei ihr liegt die Rechtfertigung des Krieges; ist sie gerecht, ist es auch der Krieg, und gerecht ist sie durch ihren Klassencharakter, der wiederum bedingt, daß sie im Bunde mit dem historischen Fortschritt ist. Letztlich ist es so etwas wie ein geschichtsphilosophischer Positivismus, der über das Attribut »gerecht« befindet. Die verdrängte Dialektik rächt sich. So absolut der Klassengegensatz, so absolut der Feind und der Krieg, Weltbürgerkrieg als Weltgericht, irgendwann muß es einen totalen Sieg geben. Das aber schlägt auf die Politik zurück und unterstellt sie in letzter Instanz dem Krieg und seinen Erfordernissen. Was als Gleichsetzung des Krieges mit der Politik begann, endet als Gleichsetzung der Politik mit dem Krieg. Gegen eine Niederlage in diesem Krieg gibt es keine Appellation, sondern wegen der historischen Mission nur die Erneuerung des Krieges bis zum glücklichen oder bis zum vernichtenden Ende.

Noch in anderer Hinsicht ist die Verbindung des gerechten Krieges mit Clausewitz' Kriegsdefinition tückisch. Die alte theologische Konzeption des gerechten Krieges war nicht nur rechtfertigend, sondern in gewissem Maße auch apologetisch. Eine eigentlich nicht gutzuheilende Differenz zwischen Zweck und Mittel war ein beunruhigender Stachel und motivierte apologetische Rechtfertigungen. Die Vermischung mit Clausewitz' Kriegsdefinition aber läßt diese apologetische Beimengung verschwinden. Wurde vormals die Gefahr empfunden, daß auch Gerechte ungerechte Taten tun können, sind jetzt die Taten der Gerechten dasselbe wie sie selbst, bloß ihre »Fortsetzung«, ihr Ausdruck. Was sich in dieser »Fortsetzung« ändert, ist nur äußerlich, berührt das Wesen nicht. Ihre Identität ist so massiv, daß von ihr die Rechtfertigung ausgeht und nicht umgekehrt sie durch Rechtfertigung bestätigt und gesichert werden müßte. Die Kehrseite dieser 'Selbstgerechtigkeit': Kriminalisierung des Feindes; der gerechte Frieden kennt keinen gerechten Feind. Der iustus hostis (der gerechte Feind) des rationalistischen Völkerrechts ist unter der Idee des gerechten Krieges ein irrationaler Gedanke. Nicht Begrenzung, sondern Entfesselung des Krieges ist die Funktion. Gerechter Frieden und gerechter Krieg gehören in die psychologische Kriegsführung, in die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. In der »Deutschen Zeitschrift für Philosophie«, der Fachzeitschrift der DDR, heißt es: Die Idee des gerechten Krieges ist eine »scharfe Waffe im Friedenkampf«. (7)

Wer Schwierigkeiten hat, das mit dem Prinzip der »friedlichen Koexistenz« zu vereinbaren, sei an die andere Hälfte des Zusammenhangs erinnert, in dem die »friedliche Koexistenz« steht, an den »ideologischen Klassenkampf«. Erst durch ihn ist die friedliche Koexistenz gerechtfertigt, denn

von ihm bekommt sie den politischen Inhalt und die historische Richtung. Das sind zwei Ebenen und Prinzipien, die in einen Zusammenhang gebracht sind, aber damit keineswegs ihren gegensätzlichen Charakter verloren haben. Deswegen nennen die marxistisch-leninistischen Theoretiker der Koexistenz den Friedenszustand, der aus dem Widerstreit dieser entgegengesetzten Politikformen resultiert, 'widersprüchlich': Einerseits Institutionalisierung der Bedrohung, Abschreckung als Steuerungsmittel des Konflikts, unverkennbar die Herkunft dieser Mechanik aus dem Gleichgewichtssystem der Souveränitätsanarchie. Andererseits Drängen nach totalem Sieg und gerechtem Frieden in einem globalen Herrschaftssystem. Einerseits Frieden als Nichtkrieg, andererseits Sieg, sowohl durch Frieden als durch Krieg. Das ist eine Situation, die hältlos ist und nur begrenzt dauern kann. Das 'Vernünftigste', das im Sinne der Abschreckungslogik noch passieren kann, sind Versuche, mit marginalen, niedrig begrenzten Kriegen, Eskalationsgewinnen im Rüstungskrieg und in der Bündnispolitik im Zuge einer »Ermattungsstrategie« (Raymond Aron) (8) zu einem nichttotalen, sondern nur bedingten Sieg zu kommen. Eine Lösung auf diesem Weg ist aber unwahrscheinlich. Der mäßigende Einfluß dritter Kräfte ist zu geringfügig. Kein polyzentrisches Machtssystem ist in Sicht, in das der duale Gegensatz, den die Supermächte repräsentieren, aufzuheben wäre. Die technischen und ideologischen Potentiale der Vernichtung sind nicht mehr abbaubar. Die strategischen Antizipationen haben eine paranoische Selbsterfüllungskraft bekommen: vorbeugende Gegenvergeltungen. Zu befürchten ist, daß der Antagonismus sich in einem Stadium befindet, wo es nur noch eine Alternative zu geben scheint: Entweder seine Aufhebung durch seine Zerstörung, gleichbedeutend mit der Vernichtung der entgegengesetzten Seiten, oder Überführung des Dualismus in ein Dominanzverhältnis, Hegemonie einer der Großmächte mit der Tendenz Weltstaat. Auch er hätte noch ein Friedensproblem. Die vormals äußeren Bedrohungen kehrten als innere wieder. Keine patriotische Lenkung und Sublimierung der Leidenschaften stünde mehr zur Verfügung. Der Bedarf an Kriminalisierung, Unterdrückung, Abwehr bedingte die Vollmachten, aber auch die Legitimität eines Leviathan.

Was aber, solange diese Entwicklung nur wahrscheinlich, solange der point of no return noch unbekannt ist? Gezeigt hat sich wohl: In den Bahnen der Ideen des gerechten Friedens weiterzudenken, reißt nur weiter in den Sog der vorwegnehmenden Rechtfertigungen hinein. Der Einbezug in die ideologischen Lager der antagonistischen Blöcke wird unausweichlich. Jedenfalls ist so nicht die Schwächung, sondern nur die Bestätigung der Rechtfertigungsmuster der psychologischen Kriegsführung zu erreichen.

Die Folgen gehen dem Krieg voran

Kehren wir zum Anfang unserer Überlegungen zurück: Wir sahen, die Frage nach den Ursachen des Krieges führt auf die 'Ungerechtigkeiten' des Friedens als die Bedingungen des Krieges. Es muß klar sein: Das ist eine Fragestellung, zu der der herstellende, Veränderung bewirkende Eingriff gehört, aber auch Macht als Befähigung dazu. Wenn man die im Frieden

liegenden Ursachen des Krieges kennt, dann kann man den Frieden so umbauen, daß der Krieg vermeidbar wird. Voraussetzung dafür ist allerdings ein so unwiderstehlicher gesellschaftlicher Einfluß, daß er die radikalsten gesellschaftlichen Veränderungen bewirken und zugleich kriegerische Reaktionen dagegen verhindern kann. Eine solche Perspektive hat immer dazu geführt, das Nachdenken über Krieg und Frieden, wenn es nicht in utopischer Unbedingtheit verharren sollte, an den Trägern der Herrschaft und des Herrschaftswissens oder an überlegenen sozialen Mächten zu orientieren. Was aber, wenn ein solcher Bezug nur tiefer in die Situation verstrickt, um deren Aufhebung es gerade geht? In der Situation der »atomaren Drohung« ist die ideologische und politische Mobilmachung so total, daß Herrschaftsinstanzen und institutionalisierte soziale Macht für den Versuch, den Frieden sozial anstatt militärisch herzustellen und zu sichern, nicht zur Verfügung stehen. Mit dem Nuklearkrieg aber kommt ein Novum in die Geschichte; Machtelite und Expertenstäbe werden weiterhin wie schon immer andere für sich sterben lassen, dennoch wird die Rolle der unmittelbar Betroffenen, der Opfer, die übergreifende sein. Darauf kann sich die Philosophie durch einen prinzipiellen Wechsel in der Perspektive ihrer Theoriebildung vorwegnehmend einstellen. Dann wäre in der Perspektive der Opfer die Rechtfertigung von Krieg und Frieden zu bedenken, ohne Verklärung durch eine Philosophie des Tragischen, gerade sie müßte dann vorbehaltlos aufgegeben werden. Nicht von der Frage nach den Ursachen, sondern von der Frage nach den Folgen wäre dann auszugehen. Erreicht werden könnte, was die Machtinhaber so sehr fürchten, daß die Folgen dem Krieg vorangehen. Je mehr die Folgen dem Krieg vorangehen, desto weniger wird er führbar. Unter der »atomaren Drohung« sind die Menschen zu Passivität und Furcht verurteilt, gleichwohl wird von ihnen Loyalität verlangt, und dringlicher als jemals, denn Loyalität ist in Bezug auf die Organisation des Nuklearkrieges die wichtigste Leistung des Staatsbürgers; von ihr hängt nämlich ab, ob der sogenannte Faktor X, das Verhalten der Bevölkerung im Nuklearkrieg und auf dem Weg dahin, als kalkulierbare Größe eingesetzt werden kann. Die Umorientierung von der Frage nach den Ursachen zu der Frage nach den Folgen zielt also darauf, durch die Voraussicht auf die Folgen des Nuklearkrieges die für die Vorbereitung und die Führung des Krieges so notwendige Loyalität zu zerstören. Die Ursachenfrage hinter die Frage nach den Folgen zurückzustellen, zieht leicht den Vorwurf des Quietismus auf sich; aber allzuoft ist das Motiv dieses Vorwurfs gar nicht der Zorn über den Quietismus, sondern die Furcht vor dem Defätismus, und um Defätismus handelt es sich hier in der Tat. Wenn es um den Schutz des Friedens geht und nicht um die Herstellung eines gerechten Friedens, dann stehen nur solche psychischen und sozialen Ressourcen zur Verfügung, die sich der Mobilmachung in den feindlichen Blöcken entziehen können. Denken zum Schutz des Friedens kann deshalb kaum auf etablierte ideologische Motive zurückgreifen, und Friedenspolitik kann nicht Politik in der Haltung des offensiven Zugriffs auf Macht, des machtgestützten Veränderns sein; ihr Modell muß vielmehr der Streik sein mit seinen Formen der defensiven Illoyalität oder der subversiven Loyalität.

In der Situation der »atomaren Drohung« machen die Menschen eine Erfahrung, vor der sie sich durch den zivilisatorischen Fortschritt sicher

wähnten und die nun wie ein Schock über sie hereinbricht, Hobbes verstand sie als Ursprungs- und Erkennungsszene des Staates: die Erfahrung allseitiger und auswegloser Bedrohung und die Erfahrung der Unersetzblichkeit des Zusammenhangs von Schutz und Gehorsam. Wo dem Staat die Erhaltung des Friedens mißlingt, wo seine schützende Macht endet, dort endet auch sein Recht. Der Nuklearkrieg ist die äußerste Bedrohung, der Schutz davor ist die elementarste Erwartung an den Staat. Aber es ist eine Erwartung, auf die es von der Seite staatlich organisierter Politik nur mehr absurde Antworten gibt. Immerhin geht die Bedrohung mittlerweile von der Instanz, die vor ihr schützen sollte, selber aus, und zwar total. Wenn die Unterscheidung von Freund und Feind versagt, werden auch Bedrohung und Schutz ununterscheidbar. Unzählige Menschen haben in der zurückliegenden Geschichte ihren eigenen Staat als ihren Aggressor erfahren; sie waren die Einzelnen, die für das Überleben des Ganzen aufzuopfern waren. Aber diese Unterscheidung verliert ihre legitimierende Kraft, wenn zu befürchten ist, daß mit dem Leben der vielen Einzelnen die politische Totalität selbst mitvernichtet wird. In welcher beunruhigenden Lage wir uns befinden, kann man daran ermessen, daß die Menschen den Atomkrieg mehr zu fürchten beginnen als die Macht ihres eigenen Staates. Die »atomare Drohung« ist im Begriff, die Institutionen des Friedens und des Krieges gleichzeitig zu zerstören. Es kommt damit so etwas wie ein neuer Hobbessischer Naturzustand auf uns zu, ein Naturzustand nicht vor oder nach, sondern inmitten der Zivilisation. Und ganz in Übereinstimmung mit Hobbes' Theorem müßte dann der Frieden als existenzielles und moralisches Minimum ohne irgendeine Aufwertung durch höhere Zwecke alle Priorität haben, und der Schutz des Friedens, wie begrenzt er immer sei, wäre unbedingter Imperativ.

Nihilismus der Freiheit

Nun gibt es diejenigen, die in diese Argumentation damit eingreifen, daß sie nach dem Preis der unbedingten Friedenssicherung fragen. Wenn die physische Erhaltung der Menschen der einzige anerkannte Staatszweck sei, dann könnte der weltweite Leviathan die Menschen von der Furcht vor dem Atomkrieg befreien, aber das Ende dieser Furcht sei gleichzeitig auch das Ende dessen, was von Aristoteles bis Hegel 'politische Freiheit' genannt wurde. Die so argumentieren, verstehen also die Situation der »atomaren Drohung« als eine Wahl zwischen politischer Freiheit und Sicherheit des Überlebens. Aber diese Wahl ist so fiktiv bzw. katastrophal, je nachdem, ob man sie unter dem Gesichtspunkt des Vorher oder des Nachher betrachtet, wie die entgegengesetzten Ziele der Wahl unvereinbar sein sollen. Als Argument ist sie ein Sophismus, als Realität die Apokalypse. Denn was bedeuten Freiheit und Überleben, wenn man sie in einen absoluten Gegensatz auseinanderreißt? Dann ist die Freiheit ohne Überleben und das Überleben ohne Freiheit; Freiheit ist Untergang und Überleben Unterwerfung. Diese 'absolute Wahl' hat die Struktur des »acte gratuit«, dessen Sinnlosigkeit die Freiheit des Willens verbürgen soll. Aber was man bisher lediglich als ästhetizistische Spielform der Freiheit, als individualistischen Vorgriff auf

den Übermenschen kannte, das wird jetzt zum 'Gattungsexistenzial' totalisiert. Ein Wahnsinn des Willens treibt in diese absurde Alternative; es ist die Freiheit derer, denen Nietzsche nachröhmt, »lieber noch das Nichts zu wollen, als nicht zu wollen« — nihilistischer Abglanz der alten idealistischen Metaphysikerfreiheit, alles Seiende aus dem Denkenkönnen des Nichtseins begreifen zu wollen.

Die Alternative, Freiheit oder Unterwerfung unter den Überlebensleviathan, ist für die Untersuchung der wirklichen Konflikte und Prozesse, die in der Situation der »atomaren Drohung« ablaufen, unbrauchbar. Die gleichmachenden Zwänge der Dialektik der Abschreckung, die von der Ratio der Vernichtungsmittel erzwungene Konvergenz der Seiten werden durch diese Alternative nicht nur faktisch vernachlässigt, sondern prinzipiell ausgeblendet. Die Alternative ist eschatologisch und manichäisch. Sie taugt deshalb nicht zur Analyse, sondern nur zur Herstellung eines Feindbildes, das der Überdimensionalität der Vernichtungswaffen und dem planetarischen Ausmaß der imperialen Ansprüche angemessen ist. Absolute Vernichtungsmittel verlangen einen absoluten Feind, sonst werden die Anwender dieser Mittel selber zu Verbrechern und Unmenschern. Dem absoluten Feind steht der absolute Gerechte gegenüber. Der moralische Vorteil dieses 'Gerechten' macht die Lage ideologisch und psychologisch so ausweglos; denn er macht immun gegen die Wahrnehmung, wie im Zuge der Dialektik der Abschreckung die 'Wahl der Freiheit' zu ihrem Gegenteil wird: zur Wahl in einem Leviathan.

Sicherung des Friedens: Sieg ohne Krieg oder Frieden ohne Sieg?

Aber nicht immer dient die Beschwörung des Leviathan der ideologischen Aufrüstung. Bisweilen geht es dabei um die Warnung vor selbstzerstörischen Unbewußtheiten im Pazifismus. Ein unbedingter Schutz des Friedens sei nicht ohne die Anerkennung einer unbedingten Garantiemacht, eines Herrn des Friedens, und auch nicht ohne die Kriminalisierung des Krieges und damit des Feindes zu haben. Beides zusammen aber endet schließlich ähnlich wie die Ideen des gerechten Friedens in der Zerstörung eines rationalen Friedensbegriffes und in der Entfesselung des Krieges.

Ein aus der europäischen Tradition plausibles Argument; jedoch, der diesen Einwand tragende Politikbegriff ist so hinfällig wie seine reale Bedingung, das polyzentrische Machtssystem der Souveränitätsanarchie. Gewiß, die regulierenden Prinzipien und die Mechanismen dieses Politiksystems wirken weiter im System der nuklearen Abschreckung. Und noch besteht — bei aller Ähnlichkeit — eine Differenz zwischen dem Hobbesschen Naturzustand und der Situation der atomaren Drohung. Der Frieden ist nicht erst zu erzeugen, sondern es geht um die Bewahrung eines vorhandenen, um das Festhalten eines schwindenden Friedens. Das hat Berührungen und Übereinstimmungen zwischen Nuklearpazifismus und Abschreckungspolitik zur Folge. Der Imperativ einer unbedingten Sicherung des Friedens und der Imperativ der Stabilisierung oder Rationalisierung der Ab-

schreckung sind nicht schlechtweg unvereinbar, z. B. nicht, wenn es darum geht, gegen den Umbau der Abschreckung in eine Strategie der Überwältigung die andere gegenläufige Tendenz der Abschreckungspolitik, die Erhaltung der Vergeltungsbalance, die Durchsetzung der »Sicherheitspartnerschaft« etc., stark zu machen.

Aber dabei kann es doch nur um eine Praxis des Zeitgewinns gehen. Das Wort vom »ehernen Gehäuse der Hörigkeit« paßt gut auf das System der nuklearen Abschreckung, aber nur was seine Unentzündbarkeit, nicht was seine Haltbarkeit betrifft. Es hat nicht nur dadurch, daß die Überlegenherrüstung, auf der die Abschreckung beruht, in Überwältigungsstrategie umschlägt, eine fatale Dialektik in sich. Auch dadurch, daß der Gegensatz auf zwei Antagonisten reduziert ist und damit seine Aufhebung ein unwiderstehliches Ziel geworden ist, ist der Abschreckungsfrieden überaus fragil und vergänglich.

So ist es verständlich, daß auch von der Seite des Nuklearpazifismus den Bestrebungen, eine dritte, d. h. selbständige europäische Abschreckungsmacht zu errichten, Interesse entgegengebracht wird. Aber die Hoffnung, dadurch zu einer empfindlicheren und deswegen wirksameren Abschreckungskonstellation zu kommen und damit einen Aufschub der endgültigen Katastrophe zu erreichen, wird von der Befürchtung neuer unkalkulierbarer Risiken aufgewogen und mehr als das. Schon die allererste, elementarste Voraussetzung für die Rationalität solcher Hoffnungen, die Selbständigkeit einer europäischen Abschreckungsmacht, ist höchst dubios, denn es ist fraglich, ob es eine nicht nur politische, sondern auch ökonomische Basis dieser Selbständigkeit überhaupt geben kann. Das ist die Situation in Europa: Schon das ganz traditionelle Politikprogramm der Sicherheitsautonomie ist auf utopische Voraussetzungen angewiesen, wenn es die kriegerische Entscheidung der Alternative *pax americana* oder *pax sovjetica* vom europäischen Kontinent fernhalten soll.

Allerdings werden auch dann utopische Vorstellungen unausweichlich, wenn man den Defätismus weiterdenkt, der oben im Namen der unwillentlichen Opfer als Verweigerungspraxis vorgeschlagen wurde und der zunächst ja nur individuelles Ausdruckshandeln ist. Damit die atomare Drohung auf Dauer gegenstandslos werden könnte, müßten gesellschaftliche Haltungen und Strukturen aufgebaut werden, die gegen militärische Eroberung indifferent und damit von militärischer Sicherung unabhängig wären. Und dafür wiederum wären Produktionsverhältnisse notwendig, die ökonomisch wie politisch eine selbständige Existenz zwischen den Blöcken ermöglichen. Das sind Vorstellungen, die in der Tat utopisch sind, weil man die Mittel und Wege zu ihrer Realisierung nicht kennt und in der verbleibenden Frist wohl auch nicht mehr kennen kann. Aber es wäre unvernünftig, deswegen die Äußerung solcher Vorstellungen zu unterdrücken, denn sie werfen ein gretles Licht auf die Haltlosigkeit unserer Lage. In einer Situation, in der Realismus und Fatalismus nicht mehr zu unterscheiden sind, muß man wohl ohnehin über das Utopische umdenken, auch wenn man zu seinen Verächtern gehört. Wenn die Situation ausweglos ist, gibt es kein anderes Denken als Wunschenken. Man mache sich einmal klar, wie utopisch das scheinbar so realistische Optimalprogramm der Abschreckung, der friedlichen Koexistenz einerseits und der atlantischen Si-

cherheitspolitik andererseits, ist: Sieg ohne Krieg. Dagegen ist das Ziel des Nuklearpazifismus »Frieden ohne Sieg« nicht mehr oder weniger utopisch — aber es ist utopisch.

*

Eine Nachbemerkung ist nötig. Aus Diskussionen mit Freunden weiß ich, daß mein Aufsatz Gefühle und Regeln — oder soll ich sagen, Schematismen — der Parteilichkeit verletzt. Die Erfahrungen aus solchen Diskussionen gehören mit zum Thema und rechtfertigen vielleicht sogar die Art der Abhandlung. Ich meine die Erfahrung mit jener lärmenden Dialektik, die eigentlich eine Gegensatzlehre des Krieges ist mit dem obersten Grundsatz, es gibt nichts Drittes; Differenz, Abweichung, Opposition sind so etwas wie Desertion. Wie mir scheint, hat der Marxismus-Leninismus nicht eigentlich den Krieg als Klassenkampf kenntlich gemacht, sondern in Wirklichkeit den Klassenkampf unter die Bedingungen des Krieges gestellt. Und im Krieg haben bekanntlich die Unterschiede hinter der Geschlossenheit zu verschwinden. Was aber heißt das für die real existierenden Drittpersonen, die vielen, die sich nicht als Soldaten des Weltbürgerkrieges empfinden, die sich weder als Kommunisten oder Kapitalisten noch als sowjetrussische oder US-amerikanische Patrioten mit den Blöcken, denen sie einverlebt sind, identifizieren können, vielleicht aber die Rolle der stellvertretenden Opfer zu spielen haben. Diese vielen in ihrem Privatwesen befangenen 'Existenzen' bilden für den »fortschrittlichen Intellektuellen«, der eben nach jener Dialektik verfährt, den geschichtslosen Sumpf, dem Verachtung gebührt, der jedenfalls kein Recht auf eine Stimme hat. So wird schon der Ausdruck des bloß Betroffen- und nicht Engagierteins, des bloßen Erleidens des Gegensatzes zwischen Sozialismus und Imperialismus und nicht seines Tuns diskriminiert; jedenfalls unter Intellektuellen. Entweder trifft man auf belustigten Hohn über die Machtlosigkeit des Denkens, wenn es Partei für die Masse der freudlos Betroffenen nimmt, oder auf wütenden Ärger, je nach den Konjunkturen des Loyalitätsbedarfes. Und immer wieder trifft man auf diejenigen, die ihr Denken, als nähme es unmittelbar an den Eskalationen der atomaren Drohung teil, strategisches Role-Taking machen lassen, die so denken, als stünden sie mit in dem einen oder dem anderen Zentrum der Macht, voll des tragischen, aber auch selbstzufriedenen Wissens über unausweichliche Kollisionen und Opfer. Was mich zutiefst mißtrauisch macht, es gibt bei den Intellektuellen, die die Partei des Fortschritts ergriffen haben, einen Platonismus der Macht, an Stelle der schauenden Teilhabe am ideellen Absoluten die symbolische Teilhabe an der Macht durch die Entschiedenheit der Parteinahme. Ohne die Aufwirbelung des Bodensatzes der klassizistischen Tragödienphilosophie kann das aber nicht gehen, und oft kommt zur Philosophie des Opfers noch die Haltung einer den Naturwissenschaften nachempfundenen Objektivität hinzu. Man sollte meinen, niemand kommt auf die Idee, gegen die Schwerkraft zu protestieren, aber auch nicht darauf, sich ihr zu unterwerfen. Um die Schwerkraft zu nutzen, braucht man nicht ihre Partei zu ergreifen. Wenn es aber um die Nutzung der Kräfte im Gegensatz Sozialismus/Imperialismus geht, wird gerade dies verlangt. Die historischen Kräfte und Bewegungen sollen eine Objektivität haben, die der der Schwerkraft durchaus gleicht, nur daß die Fatalität noch hinzukommen soll — und wenn man sie durch einen

Heroismus des imaginären Opfers selber herstellt. Wenn ich an diese priesterlichen Techniken des Opfermachens denke, kann ich verstehen, daß die alte Volksweisheit, »Geh nicht zu Deinem Fürst, wenn Du nicht gerufen wirst«, immer noch gilt.

- 1) Hobbes, Leviathan, Neuwied/Berlin 1966, S. 96
- 2) Pascal, Pensées, Fragment 949, Dtsch. Heidelberg 1978, S. 442
- 3) Augustinus, Der Gottesstaat, Jena 1923, S. 154
- 4) H. Axen, Die Kommunisten an der Spitze des Kampfes für friedliche Koexistenz und sozialen Fortschritt, in Einheit 1975, Heft 4/5, S. 387
- 5) G. Kießling/W. Scheler, Friedenskampf und politisch-moralische Wertung des Krieges, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 1/1976, S. 40
- 6) Albericus Gentilis, De iure belli, libri tres, Oxford 1588
- 7) G. Kießling/W. Scheler, ibidem, S. 41
- 8) R. Aron, Kann man im Atomzeitalter den Krieg begrenzen? In: Zwischen Macht und Ideologie, Wien 1974, S. 323 ff.

Der Geschlechtsverkehr ist das beste Beispiel dafür, daß man einem anderen Menschen nicht helfen kann.

Werner Büttner

Gerd Fuchs

Johannes Bückler alias Schinderhannes 1781 (?) - 1803

Er war neun gewesen, als die Franzosen zum ersten Mal kamen. Fast den ganzen Oktober waren die Trecks zum Rhein zu in Richtung Osten nicht abgerissen. Jetzt lag die Chaussee leer. Es war auf einmal still. Die Franzosen konnten nicht mehr weit sein.

Doch noch einmal kamen Kutschen. Erst vereinzelt, dann in immer kürzeren Abständen. Sie kamen oben aus dem Wald den Berg herab, verschwanden in der Senke, erschienen abrupt ganz nah am Eingang der Kurve, preschten durch die weite Biegung, die die Chaussee machte, und verschwanden in dem abschüssigen Waldstück. Es waren meist schwere, vierspännige Reisekutschen mit Vorreitern, schwarz, die Wappen verhängt.

Den ersten hatten die Bauern auf den Feldern nur nachgesehen. Dann aber, als dieses rasende Galoppieren in immer kürzeren Abständen kam, hatten sie sich nach und nach aufgerichtet. Langsam versammelten sie sich am Straßenrand. Niemand sprach. Es genügte ihnen, dieses panische Vorbeipreschen zu beobachten. Der Adel floh.

Er hatte mit seinem Vater ebenfalls am Straßenrand gestanden. Natürlich abseits, wie es sich für einen Schinder gehörte. Schließlich, als das kupferne Oktoberlicht über den Chausseebäumen abnahm, hatte sein Vater ihn an die Hand genommen und war mit ihm in das Wirtshaus gegangen, das nicht weit entfernt am Straßenrand lag. In dem niedrigen dunklen Schankraum saßen vier Bauern um einen Tisch. Sein Vater war wie üblich am Eingang stehengeblieben, dann, als niemand sie beachtete, hatten sie sich an einen kleinen Tisch neben der Eingangstür gesetzt. Die Bauern hatten ebenfalls am Straßenrand gestanden. Sie starren schweigend vor sich hin. Es war still in dem Schankraum. Der Adel floh.

Beinahe gleichzeitig blickten sie auf und sahen zu ihnen herüber. Es war, als überlegten sie. Und dann, langsam, sagte einer zu seinem Vater hinüber: Du mußt nicht glauben, daß jetzt auch einer wie du den Kopf heben dürfte.

Es war still.

Wirtschaft, schrie sein Nebenmann.

Am 21. Oktober 1792 erreichten die französischen Armeen unter Custine Mainz. Die ersten Franzosen, die er sah, waren den Weg herabgekommen, der durch Eichen- und Buchenhecken zum Dorf hinunter führte. Der Weg war beinahe zugewachsen. Sie ritten Schritt. Manchmal knarrte das Sattzeug, und manchmal schnaubte ein Pferd, wenn es gezügelt wurde. Es wa-

ren vier. Sie hielten Lanzen im Anschlag. Sie bückten sich unter den Zweigen hindurch, bereit, beim geringsten verdächtigen Geräusch loszusprechen.

Er drehte sich um und rannte los. Er war barfuß, er machte kein Geräusch. Sie kommen, schrie er, als er zum Dorf hineinlief. Sie sind da.

Wirklich da waren sie aber erst drei Stunden später. Sie kamen das Tal herauf. Reiter, Wagen, Fußvolk. Ein lärmender Haufe. Er lief ihnen entgegen. Einer fing ihn ein und setzte ihn neben sich auf den Kutschbock. Und so fuhr er ins Dorf zurück, auf dem Kutschbock eines französischen Proviantwagens. Er war neun, er war stolz, alle standen vor den Haustüren, der Franzose neben ihm winkte lachend den Leuten zu, und so winkte und lachte auch er. Es war wie ein Fest, ohne daß er doch gewußt hätte, was gefeiert wurde.

Und es wurde ein Fest. Es wurde das größte Fest seines Lebens. Die Franzosen brauchten Schweine? Er wußte, wo die fettesten waren. Sie suchten eine Gans? Er hatte eben noch eine gesehen. Brennholz? Kein Problem. Betteln? Federzeug? Wein? Hänschen wußte Rat.

Hänschen war stolz. Er hatte sich einen Sergeanten geangelt. Oder hatte sich der Sergeant das Hänschen geangelt? Der Mann lachte nur in das eifrig zu ihm aufgewendete Kindergesicht, lachte und tätschelte Hänschen den Kopf, worauf Hänschen nur noch eifriger wurde. Ein nie gekanntes, ein ungeheures Gefühl erfüllte ihn. Ein Erwachsener, ein Sergeant tat, was er wollte, folgte ihm, wohin er ging, ja fast der ganze Haufe schwerbewaffneter Männer folgte ihm, zwar mit unverständlichen, aber offenbar anfeuern-den und lobenden Rufen.

Es wurde Hänschens glücklichster Tag. Das Dorf lag offen vor ihm. Keine Tür mehr verschlossen, und er, der draußen stehen bleiben mußte, wenn er eine Nachricht von seinem Vater zu überbringen hatte, der mit den Bauernkindern nur heimlich spielen durfte, er kam in Häuser, die er nie zu betreten gewagt hätte. Er sah das Schlafzimmer des Bürgermeisters und die Studierstube des Pfarrers, er kam in Küchen, Räucherkammern, Ställe, Keller, Milchkammern, die für ihn unwiderruflich verschlossen gewesen waren.

Vor seinem ausgestreckten Kinderarm öffneten sich Türen, ein Wink seiner kleinen Hand förderte Schätze zutage, und der Sergeant lachte, tätschelte ihm den Kopf und lobte ihn mit Seitenblicken voller Spott auf die Bauern hin, die mit versteinerten Gesichtern dastanden und sich nicht zu helfen wußten gegen den Knirps, der die Franzosen auf ihre Kosten bewirtete.

Der aber war Hans im Glück und wußte plötzlich die einfachsten Zeichen in diesen Bauerngesichtern nicht mehr zu deuten, begriff nicht, wenn man ihn beiseite ziehen wollte, hörte nicht hin, wenn man mit ihm zu reden versuchte, verstand nicht, wenn man ihm Geld anbot, damit er nach Hause ging, war taub, wenn man ihm sagte, seine Mutter habe nach ihm gerufen, ließ sich auch von seinem Vater nicht wegführen, den man geholt hatte, riß sich los, ungeduldig und belästigt. Er mußte sich doch vergewissern, daß die Gäste des Dorfs gut untergebracht waren in den Betten des Bürgermeisters, daß die Feuer auf der Dorfstraße auch richtig brannten, an denen die abgestochenen Schweine brieten, daß auch Wein genug da war und es auch

an Stühlen und Bänken nicht fehlte, er würde sonst welche aus den Häusern heraus auf die Straße holen. Natürlich feierte er auch mit. Obwohl, von dem Wein trank er nichts, den ihm die Franzosen lachend anboten, aber von dem Kalbfleisch nahm er, das hatte er noch nie gegessen, und einen Hähnchenschenkel dazu, den konnte er im Laufen essen. Denn an sich selbst durfte er zu allerletzt denken.

Und so merkte er nicht, daß ein Wagen nach dem andern abzog, voll beladen. Daß von den Fußtruppen ein Haufe nach dem andern das Dorf verließ, auf den Bajonetten aufgespießt Hühner, Brotlaibe, Fleischbatzen. Und auch sein Sergeant war plötzlich verschwunden. Ein Feuer nach dem andern fand er verlassen, und plötzlich war er allein, nirgendwo mehr ein Franzose, das Dorf wüst und versaut, und auf einmal stand er vor den Bauernjungen des Dorfs. Sie versperrten ihm schweigend den Weg. Und dann folg der erste Stein.

Es flogen viele Steine in den nächsten Sekunden, aber dieser erste Stein traf ihn am Kopf. Gar nicht einmal, daß er einen besonderen Schmerz empfunden hätte — wie tief die Wunde klaffte, merkte er erst später — aber einen Augenblick stand er wie erstarrt. Doch dann lief er. Er lief und schrie, stürzte, raffte sich auf und lief, stürzte schreiend in die Arme seiner Mutter.

Sein Vater aber riß ihn von ihr weg. Der verband ihm nicht die Wunde und trocknete auch seine Tränen nicht. Der verprügelte ihn, wie er ihn noch nie verprügelt hatte. Johann Bückler schlug in dieses von Blut und Rotz kaum noch kenntliche Kindergesicht mit allem, was seine Arme hergaben. Er schrie nicht dabei und brüllte nicht. Er stieß lang gezogene, zwischen Wimmern und Heulen schwankende Töne aus, er verfolgte seinen Sohn unter Tisch und Bänke, er prügelte das kreischende Bündel von einer Ecke in die andere.

Denn er war das ärmste Schwein im Dorf. Er war von diesen Bauern abhängig, er durfte den Kopf nicht heben, und was sein Sohn getan hatte, machte die Arbeit und Erniedrigung von Monaten zunichte. Doch da war noch etwas anderes. Als er seinen Sohn auf dem Wagen der Franzosen gesehen hatte, da war er nach Hause gelaufen, als hätte er etwas tief Unzüchtiges, etwas tief Obszönies gesehen, etwas vor dem er sofort die Augen schließen mußte, und er hatte sich geschämt wie nie in seinem Leben. Er hatte sich bis zur Selbstvernichtung geschämt, und es war diese vernichtende Scham, die ihn auf seinen Sohn einschlagen ließ statt auf sich selbst. Bis schließlich seine Frau sich dazwischen warf und das Kind entkommen konnte.

Sie waren sicher, daß er zum Abendessen wieder erscheinen würde. Als er um zehn immer noch nicht da war, suchten sie ihn, doch vergeblich. Auf den Gedanken, ihn in dem alten Schweinstall hinter dem Haus zu suchen, waren sie nicht gekommen. Sie waren nicht auf den Gedanken gekommen, daß sich dort ein Mensch aufhalten könnte. Johann Bückler bewahrte dort, ehe er sie zum Gerber brachte, die Häute der gefallenen Tiere auf, die er zu beseitigen hatte. Der Schweinstall lag abseits vom Haus, und Johann Bückler hatte die Fenster vermauert, und doch drangen von dort, wenn der Wind von Süden kam, Schwaden herüber, die in den Magen stießen wie eine Faust, die Witterung von etwas völlig Grauenhaftem.

Johann Bücklers Sohn verbrachte die Nacht darin und einen Tag. Hockend in der Finsternis, bedeckt von Fliegen, horchte er auf das Jagen

der Ratten und das stetige knisternde Geräusch, das die sich träge windenden Maden auf den verwesungsblauen Häuten machten. Er hockte in einer Finsternis, die jenseits der Wörter Tag und Nacht war, jenseits von Zeit.

Am Abend des nächsten Tages hörte seine Mutter ein Geräusch in der Futterküche. Als sie nachsah, hockte er nackt unter der Wasserpumpe. Sie brachte ihm saubere Kleider, ein Stück Seife, ein Handtuch und setzte die Grütze aufs Feuer. Ihren Mann schickte sie hinaus. Sie setzte sich an den Tisch und wartete. Als die Tür aufging und er eintrat, wurde ihr Blick starr. Er lächelte.

Sie holte ihren Mann. Sie hatte Angst. Johann Bücklers Sohn aber sah seinem Vater grinsend ins Gesicht. Der schlug verwirrt den Blick nieder. Der da am Tisch saß und löffelte, war das ihr Sohn? War das überhaupt noch ein Kind?

Er wußte, daß er den Kindern des Dorfs nicht entrinnen würde. Seine Eltern konnten ihn nicht schützen, und je länger er sich versteckte, desto größer würde der Haß werden. Mit dem ersten Licht stand er auf. In dem schon blaßblauen Himmel standen wie Funken noch ein paar Sterne. Im Osten begann es hinter den Bergketten weiß zu glühen. Das wilke Gras stand starr und bereit. Unter ihm die graugrünen Strohdächer des Dorfs. Als aus dem ersten Schornstein plötzlich Rauch aufzusteigen begann, wurde ihm übel. Er zitterte.

Er dachte nicht an Flucht. Er sah auf das Dorf herab, und er wußte, daß ihm etwas einfallen mußte. Und tatsächlich fiel ihm etwas ein, etwas sehr Kühnes, etwas sehr Einfaches. Er ging ins Dorf hinab und setzte sich auf die Bank neben dem Brunnen auf dem kleinen Kirchenvorplatz.

Aus immer mehr Schornsteinen stieg Rauch auf, Sonnenlicht traf das Dorf, das Laub der Bäume leuchtete auf, Fensterläden wurden aufgestoßen, Rufe, Kindergreinen, Vieh wurde unruhig, brüllte, und dann wurde die Tür des gegenüberliegenden Hauses aufgerissen und der Sohn des Bürgermeisters trat heraus, ein vierjähriger Vierzehnjähriger. Als er ihn auf der Bank sah, erstarrte er in der Bewegung. Er glotzte, doch dann, als hätte er ein Gespenst gesehen, schlug er die Tür wieder zu. Nach einer Weile öffnete sie sich, doch vorsichtig, und darin erschien die ganze Familie des Bürgermeisters. Sie starnten. Zögernd löste sich der Jüngste und kam auf ihn zu. Er stand unschlüssig vor ihm, doch schließlich wagte er es, ihn anzustoßen. Er war vollkommen widerstandslos. Sein Körper gab mit einer müden Bewegung nach. Der Junge war ratlos. Doch dann hatte er einen Einfall. Er lief zum nächsten Haus, lief von Haus zu Haus, und in kurzer Zeit war die Dorfstraße voller Kinder.

Sie kamen zögernd näher. Sie hatten das Bedürfnis, sehr nah aneinander zu gehen, und so kamen sie in einem dichten Haufen auf ihn zu. Er blickte zu Boden. Er durfte niemanden ansehen. Auch sie standen ratlos vor ihm. In den Türen der Häuser jetzt überall Erwachsene. Die Kinder traten von einem Bein aufs andere. Schließlich stieß ihn einer an, und da fielen alle über ihn her. Er machte sich ganz klein, die Arme über den Kopf gekrallt, die Knie unters Kinn gezogen, hart wie eine Kugel.

Sie schlugen auf ihn ein. Sie zerrten an ihm herum. Längst war er zu Boden gefallen, doch brachten sie ihn nicht dazu, sich zu öffnen. Schließlich griffen die Erwachsenen ein und zerrten die Kinder von ihm weg. Aber auch

sie waren ratlos. Sie schrien auf ihn ein, sie versuchten, ihn zu ohrfeigen, sie wollten sein Gesicht sehen, doch taten sie sich nur die Hände weh an seinen spitzen Ellenbogen. Sie versuchten, ihm die Arme vom Kopf zu ziehen, aber diese Kinderarme rutschten ihnen immer wieder durch die Fäuste. Sie hoben ihn auf die Bank, aber er rollte ihnen immer wieder vor die Füße.

Schließlich ließen sie von ihm ab, gingen, fluchend, die Kinder vor sich hertreibend, nach Hause zum Frühstück. Er war allein. Er wartete. Er setzte sich auf die Bank, doch den Oberkörper vornübergebeugt, den Kopf zwischen den Armen vergraben. Langsam begann er, vor und zurück zu schaukeln.

Während sie frühstückten, hatten sie offenbar einen Entschluß gefaßt. Sie taten, als gäbe es ihn nicht. Sie gingen ihrer Arbeit nach, doch der Platz um die Bank blieb ausgespart. Aber das hielten sie auch nicht aus. Sie kamen einzeln. Zuerst der Bürgermeister. Er baute sich vor ihm auf, brüllte, er solle nach Hause gehen. Er duckte sich und krallte die Arme um den Kopf. Dann kam die Lehrersfrau, schließlich der Pfarrer. Er antwortete niemandem, sah keinen an, rührte sich nicht.

Sie beratschlagten. Die Gruppe am Rand des Marktplatzes wurde immer größer, diskutierte immer erregter. Kinder, die sich in seine Nähe wagten, wurden scharf zurückgepfiffen. Schließlich hatten sie einen Entschluß gefaßt. Sie kamen näher. Alle auf einmal.

Sie wollten ihn wegtragen. Sie hatten sich das so gedacht. Sie würden ihn einfach besiegen. Aber er klammerte sich an die Bank. Hatten sie die eine Hand losgerissen, klammerten sich seine Beine fest. Hatten sie seine Beine gelöst, hatten seine Hände wieder Halt.

Denn er hatte sich sofort zu Boden fallen lassen, als sie kamen. Und so mußten sie zu ihm herunter in den Dreck. Sie waren sich gegenseitig im Weg. Keiner konnte richtig zugreifen. Sie traten sich gegenseitig auf die Füße, sie stolperten übereinander, und allmählich merkten immer mehr, wie grotesk dieses Handgemenge war, fragten sich aufwachend, was denn da in sie gefahren war, ob sie das denn nötig hätten, das sei ja geradezu kindisch, und fluchend löste sich einer nach dem andern aus dem Haufen.

Er war auf einmal allein. Er lag vor der Bank. Es läutete Mittag. Der Platz, die Straße war leer. Langsam streckte er sich. Alle Muskeln gaben nach. Schwerfällig stand er auf. Er ging die Dorfstraße entlang. Es geschah nichts. Er ging nach Hause, fiel auf seinen Strohsack und schlief bis zum nächsten Tag.

Am Nachmittag ging er ins Dorf hinab und zielstrebig auf die nächstbeste Gruppe von Kindern zu, die er sah. Er sprach sie an, und sie machten ihm bereitwillig Platz. Sie waren älter als er, aber sie behandelten ihn wie ihresgleichen und als wäre nichts geschehen.

HARAKIRI – neueste Selbstmordversuche unter Freunden

Ich lese die UZ, denn meine Freiheit ist die Freiheit, UZ zu lesen. Rosa Luxemburg
UZ-Anzeige, u.a.am 7.7.85

Perspektiven:

»Angesichts der Tatsache, daß die Menschheitsgeschichte seit Jahrtausenden geschrieben wird, die Oktoberrevolution aber erst vor gut 60 Jahren vollzogen wurde, da sollte man nicht kleinkariert sein und 0,7 Prozent als Maßstab anlegen«, sagte Herbert Mies.

UZ 12.6.1985

Alle Indikatoren deuten darauf hin, daß das Leben weitergeht.
Peter Glotz, FR, 22.11.84

Ja wenn:

Im Grunde müßten also, wenn die objektiven Bedingungen andere wären, unsere Wahlergebnisse sehr viel besser sein, besonders die Flächenergebnisse.

Jupp Schleifstein, UZ 28.6.1985

Der Abbinder:

»Was wir noch sagen wollten, der sogenannte 'Abbinden', also die drei Buchstaben DKP, wollen wir in der Kampagne mit dem Zusatz 'die Roten' versehen. Erstens sind wir die Roten, zweitens wird heute viel von Farben gesprochen, wenn von politischen Kräften die Rede ist. Die Schwarzen, die Gelben, die Grünen und wer sind eigentlich die 'Roten'? Erraten, wir!

Kurt Fritsch, UZ 28.6.1985

Das reservierte Wesen:

Kunst muß tief in die Erscheinung eindringen. Ellen Weber, UZ, 20.6.85

Massensex:

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Aus Moskau kehre ich heim wie ein Verliebter. Verliebt nicht bloß in eine einzige Person, verliebt in Millionen Menschen, die mich in ihr Herz geschlossen haben. Acht Tage lang habe ich am eigenen Leib die kollektive Zärtlichkeit der Völker erlebt. (...) Und sie umfingen uns alle Tage und Nächte.

Peter Schütt (UZ, 9.8.85)

Ich stimme Peter Schütt zu. Ich bin verliebt abgereist aus Moskau.

Dagmar von Kathen, linke zeitung, 30.8.85

Hans Platschek

Als die Bilder hinken lernten

Als blutiger Anfänger ist der spanische Schriftsteller Juan Goytisolo auf die Idee gekommen, Fotos aus Zeitungen und Zeitschriften auszuschneiden und in die Manuskriptseiten seiner Romane zu kleben. Das, so sagte er, sollte ihm die Mühe ersparen, Personen zu beschreiben. Und mit deutlichem Sarkasmus fügte er hinzu: dergleichen wäre beispielsweise Honoré de Balzac nie eingefallen. Der Sarkasmus hat einen doppelten Boden. Denn der junge Goytisolo ging nicht wie ein Schreibender vor, der zum Sichtbaren erst dank einer Folge von sich dahinziehenden Wörtern gelangt: statt dessen saß er dem Vorurteil auf, Fotos kämen der Realität näher, wenn nicht ihre Sichtbarkeit, das Abbild also, überhaupt mit dem Gesehenen gleichzusetzen sei. Ohne es zu wissen, hing er jener Mimesis nach, deren bekanntester Verfechter Aristoteles und der General Shdanow waren. Natürlich machte sich der Romancier Goytisolo über den Anfänger lustig. Im Vorübergehen aber zielte er, indem er Balzacs Namen nennt, auf einen Realismusbegriff, dessen Merkmal nicht das Erkennen, sondern das Wiedererkennen war.

Es stimmt schon, ein solcher Realismusbegriff gehört der Vergangenheit an. Daß sich Kafka gegen die Illustration seiner Bücher mit dem Argument wehrte, dadurch gerieten nicht nur seine, Kafkas, Vorstellungen, sondern auch die Vorstellungen des Lesers unter Zwang, ist heute ebenso ein Gemeinplatz wie Brechts vielzitiertes Diktum, weniger denn je sage eine einfache Wiedergabe der Realität etwas über die Realität aus: eine Fotografie der Kruppwerke oder der AEG ergäbe beinahe nichts über diese Institute. Trotzdem nimmt die Beständigkeit wunder, mit der einfache Reproduktionen von Fall zu Fall als ästhetisches Material wieder auftauchen. In der Malerei hat es vor nicht allzulanger Zeit einen Fotorealismus gegeben, in der Literatur den Tonbandroman. Fernseh- und Filmbilder gelten ohnehin als das wahre Leben.

Es gehört zu den alltäglichen Paradoxien, daß ein jeder Kunst für etwas Gehobenes hält, ein jeder jedoch von ihr entlastet werden will. Selbst die Dadaisten oder die Surrealisten gingen von einem Standpunkt aus, der Hochkunst für gegeben hielt: andernfalls hätten ihre Demontagen oder Polemiken nicht stattfinden können. Ein ganzes Erziehungssystem hat über lange Strecken hinweg Hochkunst mit dem Wiedererkennen oder mit falscher Vertraulichkeit über einen Kamm geschoren, ob es nun, an der Wand, Rembrandts farbig gedruckter Mann mit dem Goldhelm war, der im übrigen gar nicht von Rembrandt stammen soll, oder Goethes Spruchgut auf dem Abreißkalender. Nur konnte es nicht ausbleiben, daß Rembrandt, Goethe oder wer immer als Entlastungslieferanten nicht ausreichten. In dem Maß, wie eine Reproduktionsindustrie expandierte, mußte sie nach Vorlagen Ausschau halten, die von vornherein die falsche Vertraulichkeit sicherstellten. Weil Kitsch, so heißt es in einem Essay des amerikanischen

Kritikers Clement Greenberg aus dem Jahr 1939, mechanisch angefertigt werde, sei er auf eine Weise Bestandteil unserer Produktionsverhältnisse, wie es wirkliche Kultur nie oder nur zufällig sein könne. Wo immer jedoch sich staatliche Bildungsprogramme die Mühe machen, Kunst zu erwähnen, würde man angehalten, die alten Meister, nicht Kitsch, zu würdigen: trotzdem hänge man sich Maxwell Parrish (einen Trivialmaler) oder ähnliches statt Rembrandt oder Michelangelo an die Wände.

Es kann schon sein, daß ein Buntdruck nach Herrn Parrish billiger kommt als der eines alten Meisters. Genauso gut aber liegt der Verdacht nahe, einem Kitschbild ließe sich auf Anhieb mehr abgewinnen als selbst dem Mann mit dem Goldhelm. Der Verdacht wird vom Fernsehen erhärtet. In den Sommermonaten schlägt das ZDF zweimal die Woche drei Filme vor, von denen der Zuschauer per Telefon einen als Wunschfilm auswählen kann. An sich schon sind die drei Streifen eher anspruchslos: unweigerlich aber erhält der blödsinnigste die meisten Stimmen. Der naheliegende Einwand, hier handele es sich vorab schon um Entlastung und Unterhaltung, übersieht, so als ob Lubitsch und Louis de Funès das gleiche wären, die auch in dieser Branche üblichen Kategorien und Komplikationen.

Greenberg überschrieb seinen Essay mit dem Titel »Avantgarde und Kitsch«. Der Antagonismus, einst Anlaß für vielversprechende Diskussionen, hat heute seine Bedeutung eingebüßt. Seit langem ist vom Ende der Avantgarde die Rede, deren Geschichte, wie es heißt, keine Muster mehr hergibt: statt dessen laufen griffigere Lösungen um, die eine neue Kunstepoche einläuten sollen. Das prominenteste Kennwort heißt »Postmodernismus«. Es bezeichnet, genau genommen, ein Sammelsurium von Zitaten, eine Flohmarktentalität, die sich zum einen Ironie und zum anderen die Tatsache zugute hält, daß nur gereinigte Fundstücke zur Anwendung kommen. Architekten backen ganze Stilepochen zusammen, Cineasten finden »Topoi« in B-Filmen, Maler bringen Kandinsky und Walt Disney unter einen Hut, und Literaten wie in Frankreich Denis Roche haben das Schreiben mittlerweile satt: sie kleben, diesmal allerdings im Ernst, wie der junge Goytisolo Fotos in ihre Bücher. Was einmal Provokation war, den Kitsch nämlich der Hochkunst entgegenzuhalten, hat sich längst zum Gesellschaftsspiel entwickelt. Mehr noch: Unterscheidungen wie Kitsch oder Hochkunst rufen vielerorts nur ein Achselzucken hervor.

Dahinter verbirgt sich ein vertracktes Problem, dem man weder bei kommt, indem man das Gegensatzpaar wieder herstellt, noch dadurch, daß man von Grenzüberschreitungen oder von Cross-Culture spricht. Wenn, im Hinblick auf das Kino, der Satz aufkam: »Als die Bilder laufen lernten«, so setzt sich nunmehr eine ganze visuelle Kultur oder, weiter gefaßt, eine ganze Metaphernsprache, aus hinkenden Bildern zusammen. Das Vertrackte jedoch äußert sich in zweierlei Hinsicht. Auch die einstige Avantgarde hat sich, vergleicht man sie mit Anatole France oder der Salonkunst, aufs Hinken verlegt. Andererseits sieht es so aus, als sei nunmehr eine Qualität in Quantität umgeschlagen: hinkende Bilder greifen in sämtlichen Branchen von Kunst und Kultur sintflutartig um sich.

Es sind nicht unbedingt binnennästhetische Überlegungen gewesen, die einst eine Avantgarde darauf brachten, Bilder, Texte oder Metaphern herzustellen, deren Zustand nicht nur einer falschen, sondern selbst einer wa-

cheren Vertraulichkeit Hohn sprachen. Von Apollinaire sagte der Vorf-Dadaist Jacques Vaché, er habe die Romantik mit Telefondraht geflickt. Was nur im Entferntesten nach Übereinkunft aussah, sollte auf den Kopf gestellt, parodiert oder schlichtwegs demoliert werden. Nun kann man davon ausgehen, daß jene Maler, Literaten, oder auch Filmemacher wie der René Clair des »Entr'acte«, sich über die praktischen Folgen im klaren waren. Die spärliche Resonanz ihrer Arbeit hing fraglos mit dem Ungewohnten und den Provokationen zusammen; gleichzeitig aber sahen sie sich von den zuständigen Schalt- und Nebenstellen des Kulturbetriebs übergangen — im folgenden die Agenturen genannt — die damals schon zwischen dem Produzierenden und dem Publikum standen. Ähnlich also wie im Fall der Henne und des Eis ist die Frage, was zuerst da war, nicht so ohne Weiteres zu beantworten: der Angriff auf ästhetische Übereinkünfte oder der Angriff auf die Agenturen, wenn es sich nicht um ein und dieselbe Attacke gehandelt hat.

Immerhin macht sich heute eine Überlieferung breit, die den Angriff auf Konventionen gutheißt und die Polemik mit den Agenturen verschweigt. Aus gutem Grund. Nicht nur, daß auf die Dauer die neuen Sprachen verständlich wurden: auch die Bourgeoisie, die mit solchen Sprachen genarrt werden sollte, zeigte ein dickes Fell. Sie konnte sich auf ihren Kulturbetrieb, auf ihre Agenturen also, verlassen, die in subtiler Weise nicht mehr die Sachen selbst, sondern deren Abhub, förmlich mit Bruderküßen, ins Spiel brachten: den Maler mit dem abgeschnittenen Ohr, den einsamen Advo-kanen in einer Versicherungsgesellschaft, der nachts seine Prosa schrieb, hier einen Trinker, dort einen Out-Law, woanders, und besonders gefragt, den Selbstmörder. Derartige Gestalten, Lösungen besser, aus Fleisch und Blut, trugen dazu bei, daß die falsche Vertraulichkeit mit einem Mal als ein Wertaxiom dastand. Jeder Idiot, schrieb Aragon in seiner Glanzzeit, der zum Geburtstag ein Motorrad geschenkt bekommen hat, fühlt sich als ein zweiter Rimbaud.

Der Vorgang, hier in gebotener Verkürzung dargestellt, bringt, wie es sich ja gehört, die Demokratie auf eine solide Geschäftsgrundlage. Brecht widmet in jenem Text über Film, darin die vielzitierte Bemerkung zum Thema einfache Wiedergabe steht, den Agenturen ein paar Gedanken: »Dieses verzwickte, kostspielige und einträgliche Ding Publikumsgeschmack hemmt den Fortschritt. An der zunehmenden Einflußnahme der Käufer auf das Wie des Produkts ist nicht zu zweifeln, und sie wirkt sich reaktionär aus.« So unerfreulich dergleichen in den Ohren eines Populisten klingen mag, es setzt die Frage voraus, wer für den Publikumsgeschmack zuständig ist. Die Antwort lautet: die provinziellen Organisatoren des Marktes, Leute sogar, die sich ein Amt anmaßen, das eigentlich »unseren Metaphysikern im Feuilleton teil« zusteht, nämlich dem Verbraucher das Richtige anzudienen. Kein Wunder, wenn solche Leute den Metaphysikern ein Dorn im Auge sind. Sie sollen bekämpft werden; wo aber stecken sie? Brecht: »Sie halten sich in den hinteren Räumen ihrer Blätter auf, in den Inseratenabteilungen. Dort sitzen die Physiker zusammen und unterhalten sich über den Publikumsgeschmack. Sie verstehen ihn ebensowenig wie die Metaphysiker im Vorderzimmer, aber es ist, um ein Ding auszubeuten, nicht nötig, es zu verstehen.«

Dasselbe kann, mit einer Kehre, für die Produkte der einstigen Avantgarde gelten. Kein Kunstwerk, so scheint es, ist dagegen gefeit, daß es, mit der gebührenden Verspätung, den Bürgerbrief erhält. Es gibt Stimmen, die Einbürgerungen dieser Art, auch wenn die Inseratenabteilung am Werk ist, für begrüßenswert halten, zumal sie meinen, Zwietracht sei der Kunst abträglich. Ohne es zu wissen, sprechen sie die Sprache der Agenturen. Denn der Bürgerbrief wird in der Regel nicht für ein wie immer geartetes Kunstwerk ausgestellt und nur bedingt für den Künstler, der da am Werk war: vielmehr gilt er für eine Fiktion, für das nämlich, was man sich über Kunst und Künstler denken soll. In der Herstellung der Gedankengüter haben die Agenturen ein Übersoll erfüllt. Dadurch, daß sie inzwischen ihre eigenen Produkte vermitteln, Lösungen, Schlagwörter, Stars und Emotionalien, sich selbst sozusagen in Parthenogenese, ist Kunst, das also, was sie vor Jahr und Tag noch zu entschärfen hatten, eine Nebensache. Der Kunsthändler Castelli ist allerorts berühmter als die von ihm vertretenen Künstler; hierzulande überragt ein Großkritiker manch einen seiner Stofflieferanten, den Autor.

Wenn trotzdem Bilder hinken, so deshalb, weil selbst in der Inseratenabteilung ein jeder zu wissen scheint, daß Hinken zur Kunst gehört. Die Kehrtwendung ist unübersehbar. Wo früher Avantgardisten beschädigte Bilder, Bildersplitter oder, wie Duchamp es nannte, tableaux malades mit der Absicht zur Schau stellten, falschen Vertraulichkeiten oder der Verständigung auf unterster Ebene ein Schnippchen zu schlagen, kehrt sich das Hinken heute ins Gegenteil: es gewährleistet das Wiedererkennen, das komfortable Aha-Erlebnis. Den Agenturen verdankt der Mittelstand eine zwar kurisorische, eine Kenntnis aber immerhin der Kunst des ersten Jahrhundertdrittels. Will man ihn bei der Stange halten, so empfehlen sich nicht einmal versteckte Hinweise auf eine solche Kennerschaft, die wiederum den Agenturen den Umsatz von Buntdrucken, Kunstbüchern, Legenden und Reliquien sichert. Auch die Produzierenden setzen, der Not gehorchnend oder der Tugend, das Wiedererkennen in Gang. So hat der Maler Fetting den verstorbenen Maler Kirchner regelrecht ausgeplündert; andere Junge Wilde bedienen sich bei Kubin, bei De Chirico, bei den Mainzelmännchen oder bei den Urvölkern Afrikas.

So gesehen ist der Postmodernismus ein festlicher Überbau der Agenturen. Gefeiert wird ein Wirken, das wenig von der Moderne übriggelassen hat: einen Haufen Farbdrucke, ein paar mythische Figuren, deren nie gelesene Bücher in aller Munde sind, kühne Schnitte in Fernsehspielen oder eine Reklame, die den Zaunpfahl ins Eck gestellt hat. Sollte etwas wirklich störend wirken, so kann man sicher sein, in einer Zweigstelle der Agenturen hat es ein heller Kopf ausgeheckt. Die Vertraulichkeiten, die dabei aufkommen, sind so falsch, daß sie wieder echt wirken. Warum sollten, wenn sogar in Regenbogenblättern das Hinken an der Tagesordnung ist, Stadtteilkünstler, Feministinnen oder die Mitglieder einer Selbstfindungsgruppe nicht auch Gedichte schreiben? Alles ist Kunst, hat Mac Luhan gesagt, so lange du damit durchkommst.

Trotzdem ist zu Aufregung kein Anlaß. Ähnlich wie die von ihnen bediente Gesellschaftsformation, sind die Agenturen von Widersinnigkeiten durchsetzt. In der amerikanischen Mediensprache zum Beispiel heißt over-

exposure das Wiedererkennen als Übersättigung. Nicht ein Aha-Erlebnis kann sich einstellen, sondern ein Gähnen. Folglich erhebt sich von Saison zu Saison die Forderung nach Neuem. Wie aber stellt sich das Gleichgewicht zwischen Innovation und Redundanz her und was geschieht, wenn es ausbleibt? Den Herrn aus der Inseratenabteilung, der sich mittlerweile unter den Metaphysikern zuhause fühlt, mehr noch, sie mit seinem Drang nach der schnellen Mark angesteckt hat, dürften solche Fragen nicht vom Standpunkt der Ästhetik oder der Kunst, sondern in Hinblick auf die Rentabilitäten beschäftigen. Zugeben wird er's nicht; vielmehr redet er vom Steinbruch, als der die Kunstgeschichte zu verwerten sei. Wie die Bilder hinkt auch der Vergleich. Man spricht besser vom Selbstbedienungsladen, den der Herr aus der Inseratenabteilung, Hand in Hand mit den Postmodernen, wenn nicht gar als ihr Repräsentant, ausräumt. So wie die Dinge liegen, sind die Erfolge der Agenturen gleichzeitig ihr Ruin.

Nur wenige Leute wissen, daß Sir Conan Doyle, der Schöpfer von Sherlock Holmes, der absolutes Vertrauen in die analytisch-deduktive Methode setzte, um Rätsel zu lösen, selbst ein Buch geschrieben hat, in dem er zu beweisen versucht, daß Elfen wirklich existieren.

Ernest Mandel

Die Dichtung und ich / Mustafa Önal

Meine Mutter war auf dem Feld.
Ich war auf dem Wege.
Ich weiß nicht, ob mir die Nase lief.
Aber ich war barfuß.
In meinem Fuß war ein Dorn.
In meinen Augen standen Tränen.

Ich weiß nicht, woher —
aus der Flöte eines Hirten
oder aus einem Lied —
die Dichtung kam,
Sie hat mein Haar gestreichelt.

Jetzt ist meine Mutter in der Fabrik.
Ich bin wieder auf dem Wege.
Ich weiß nicht, woher —
Aus dem Geräusch der Maschinen,
Aus den Büchern
Oder aus den Museen —
Die Dichtung kommt
Und streichelt meine Einsamkeit.

Die Poesie / Peter Maiwald

Meine Verleger heißen Katz. Für die schreibe ich alles.
Meine Leser heißen Wind. In die schreib ich das meiste.

Mein Bankier heißt Umsonst. Er honoriert mich. Mein
Zensor heißt Wassolldas.

Meine Ausdauer heißt Ausdauer.

Meine Freundin heißt Sokönteessein und meine Frau
heißt Soistes. Mein Kind heißt Trotzalledem. Mein
Mann ist, wer mich braucht.

Meine Verwandten heißen Ichwillmehr und Daskanndochnicht-
allesgewesensein. Ein uneheliches Kind heißt Schönheit.

Meine sieben Leben heißen Neugier, Lust, Lachen, Trauer,
Wut, Haß und Verständnis. Mein Tod heißt Elle. Sie er-
schlägt mich, ab und zu.

Roman Ritter

Die fortwährende Lustigkeit der Münchner Lach- und Schießgesellschaft

In der Münchner Lach- und Schießgesellschaft ist es so eng, daß die Leute Gefahr laufen, mit den Köpfen zu karambolieren, wenn ihre Lachmuskel zucken. Schon deshalb wäre es besser, es bliebe ihnen mancher Lachanfall im Hals stecken, oder, noch besser, stiege ihnen zu Kopf und putzte den stillschweigend durch. Aber es wird viel zu viel gelacht in dieser Gesellschaft und zu wenig scharf geschossen für ein wirklich treffsicheres Kabarett. Die Enge hat immerhin den Vorteil, daß sich das Publikum beim Feiern nicht auf die Schenkel schlagen kann, weil keiner mehr weiß, welche im Gewurle die eigenen sind.

In der Münchner Lach- und Schießgesellschaft ist es so stickig, daß einem fast die Luft wegbleibt, während auf der Bühne die Verschmutzung der Umwelt melodisch gegeißelt und der Stinkemief der Wendezzeit beklagt wird. Das tränende Auge verdreht sich angesichts der Kurvenarchitektur dieses düsteren Etablissements im Stil der 50er Jahre, in denen die Baskenmützen-Boheme im Schwarz-Schummrigen, Camus und Tucholsky als Konterbande in der Kunststoffmappe mit sich tragend, den kritischen underground bildete.

Wie heißen alteingesessene Kabarett? Lach- und Schießgesellschaft. Das Bügelbrett. Düsseldorfer Kom(m)ödchen. Berliner Stachelschweine. Diese neckischen Namen muß man sich einmal auf der Zunge zergehen lassen. Da klappert das Bügelbrett vor dem Kopf und der Stachelpudding im Kommödchen wackelt vor so viel muffiger Abgeschmacktheit.

Es wäre ein billiges Vergnügen auf dem Niveau dieses Krawattenkabaretts, ihm nur seine heiklen Widersprüchlichkeiten vorzuhalten. Vorzuwerfen ist ihm vielmehr, daß es aus ihnen, die ja für gesellschaftliche Widersprüche insgesamt stehen, keine gesteigerte Erkenntnis und keinen satirisch zugespitzten Witz zieht, sondern eher an ihnen erstickt. Da müssen Schauspieler Abend für Abend Spontaneität heucheln, Frechdachse mimen, stehende Blicke werfen und die Zornesader schwelen lassen, als ob es wäre. Politisches Zündköpfchen und Gesellschaftskritiker als Rolle, die einem andere, die sich die Fingernägel nach Pointen abknabbern, vorschreiben. Das ist, wie wenn Annemarie Renger als Petroleuse auf die Barrikaden stiege oder Johannes Rau den Marquis Posa gäbe. Es ist kein Zufall, daß die Lach- und Schießgesellschaft immer wieder Durchlauferhitzer für Schauwichtel war, die nach ganz anderen Entertainments gierten (Klaus Havenstein! Jürgen Scheller! Werner Schneyder!). Es gab und gibt freilich auch einen Dieter Hildebrandt, dem nicht nur ein Mundwerk, sondern auch Geist und kritischer Verstand eignen.

Im Krawattenkabarett wird Beifall dafür geklatscht, daß es in der ganzen Gesellschaft *ziemlich übel aussieht*. Aber in den Krawattenkabarets wird nicht mit Säure gearbeitet, sondern mit pikanten Cocktails auf Brausebasis plus einem Schuß melancholischer Moralinsäure und gequirten Reformillusionen, alles mit dem ausgestreckten Zeigefinger verrüht. Kulinarische Vergleiche drängen sich schon deshalb immer wieder auf, weil es sich hier ja im wesentlichen um ein Konsumphänomen handelt.

Daß es um das Gemeinwesen nicht eigentlich schlimm bestellt ist, sondern daß es eben nur ziemlich übel *aussieht*, dafür sind sich und dem geneigten Publikum die Krawattenkabarets der beste Beweis. Dadurch, daß sie über vieles kalauern, wird der Eindruck erweckt, es dürfe alles gesagt werden. Will heißen: Unser Gemeinwesen ist im Mark gesund, wir brauchen nur Politiker mit mehr Rückgrat und gutem Willen, und alle zusammen, zwei, drei, etwas weniger Spießigkeit und etwas mehr Zivilcourage und eine Spur mehr Heiterkeit. Diese Aufführungen sind wie Polterabende, wo ein wenig Geschirr zerdeppert wird, um die bösen Geister zu bannen, damit dann um so besser die Vermählung zwischen »Geist und Macht« stattfinden kann, im satirisch gesäuberten Hochzeitsgewand.

Deshalb kommt das Programm, wenn es nur erst mediengerecht zugeschnitten, abgehängt und ausgewogen ist, meist zwischen Weihnachten und Neujahr, im staatstragenden Fernsehen. Dieses Kabarett ist für die Gelegenwende und dreht sich dabei, laut Kikeriki krähend, wie der Wetterhahn nach dem Wind. Sein einziger unverrückbarer Standpunkt ist die Prinzipienlosigkeit. Forderte man es auf, Partei zu ergreifen, würde es pikiert sagen: Pfui, das fällt doch unter's Wahlgeheimnis. Es schreckt nicht deshalb davor zurück, eine Alternative vorzuschlagen, weil es keine hat, sondern es hat keine, weil es sich damit seine Geschäftsgrundlage entzöge. Es müßte ja dann das Publikum zu einer Meinung herausfordern. Zum Publikum aber gehören, zumindest bei den Premieren und Fernsehaufzeichnungen, eben jene Machthaber, Gespickten und beauty people, denen es satirisch an den Kragen gehen soll, und machen mit Lachsalven nieder, was da augenzwinkernd gegen sie aufmüpft — Galavorstellungen des justen milieus. Die Schickeria läßt sich gerne ein wenig schocken und kess abzocken, das ist voll in, solange einem niemand ans Portepee oder in die Tasche greift.

Man kann dem Kabarett womöglich nicht sein Publikum vorwerfen, wohl aber seine Pointen. Nun heißt es in der BMW-Reklame im Programmheft: »Wenn jemand kulturell etwas schafft, dann wird es immer erst dann gut, wenn es auch vom Publikum so empfunden wird.« Abgesehen davon, daß nichts falscher ist als das: Für das Krawattenkabarett gilt schon, daß die Pointe erst aus dem Zusammenklang von Vortrag und Publikum entsteht.

Warum lacht und klatscht also das Publikum, als ob es dafür bezahlt würde, wo es doch ein saftiges Eintrittsgeld hingelegt hat? Eben deshalb. Seine anrührende Bereitschaft zum Lachen und Beifallen sucht sich einen Anlaß auf Pointe und komm raus, um sich selbst für sein gutes Geld einen scharfen Abend zu bieten. Zugleich belohnt sich der Lacher und Klatscher auch dafür, daß er Witz und Anspielung mitgekriegt hat, Bescheid weiß und tolerant ist. Sind die Sottisen einmal etwas kräftiger oder werden die jeweiligen politischen Lieblinge angepinkelt, schluchzt und stöhnt er im

Lustschmerz auf: Kritik als pornographischer Genuß. Schließlich klatscht das Publikum, weil ihm das Kabarett die Pointen wie wohlschmeckende Kastanien aus dem zur Asche heruntergebrannten Feuer der Aufklärung holt, so daß es selbst der lästigen Pflicht enthoben ist, den eigenen Kopf anzustrennen. Die Pointe wird zum Pfingsten.

Ja, bei allen Brettern, die die Welt bedeuten: Soll denn nicht mehr gelacht werden? Doch! Und wie. Vor allem auch über das institutionalisierte, etablierte Krawattenkabarett.

Etabliertes Kabarett — in diesem Paradox liegt der zahnlose Hund begraben. Etabliertes Kabarett, das ist wie alkoholfreier Schnaps, ein dresrierter Luchs, ein Pfeil aus Marzipan, die Internationale von Peter Alexander gesungen. Das etablierte Kabarett hat politisch etwas Obszönnes. Auch wenn in seinen Chansons, Sketches, Quodlibets einmal die Hintergründe und Grundlagen dieser Gesellschaft zur Sprache kommen, bleibt es an der Oberfläche wie ein Wasserfloh. Die verdrängten Widersprüche, sein bigottes Zwitterdasein nehmen ihm Glaubwürdigkeit und Durchschlagskraft.

Bezeichnend dafür ist das ständige name-dropping von Politikern. Sie werden höchstens noch in Kabinettsitzungen öfter beim Namen genannt, wobei sich die Kabarettisten allerdings die Freiheit herausnehmen, über die jeweiligen Namensträger zu sagen, was ihre Kollegen nur von ihnen denken. Dieser Personenkult suggeriert ein Bild der Gesellschaft, das politisch so differenziert und stimmig ist wie vor Zeiten die Vorstellung von der Welt als Scheibe, darüber die Gestirne (stars) und Götter. Wir da unten, ihr da oben, personell austauschbar, aber in der Hierarchie unverrückbar. Geist gegen Macht, dazwischen ein naturgesetzlicher Antagonismus. Von dieser Chimäre lebt die bürgerliche Intelligentsia. Als ob Macht nicht Ausdruck und Form von Herrschaft wäre und nicht zuerst gefragt werden müßte, welche Herrschaft in welchem Interesse für wen.

Aber dann wäre ein vordergründiger Jux nicht mehr zu haben. So hantwurstelt sich das Krawattenkabarett von Hinz zu Kunz, zutztet immer das Nächstliegende, das ist meist die Sprache, nach einem Gag ab, hangelt sich von Pointe zu Pointe, drischt Witze und ist dabei, har har har, so erfolgreich wie die Panzerknackerbande. Es spuckt nicht in die Suppe der bürgerlichen Demokratie, deren Grundgesetz das Privateigentum an Produktionsmitteln ist, sondern es ist ein Salzkorn in dieser Suppe. Radikal ist es im Boden dieser Gesellschaftsordnung verwurzelt.

Und es ist harmlos, als führen wir mit der guten alten Geisterbahn auf dem Rummelplatz, wo der Sargdeckel über der Mumie klappert, Plastikgespenster aus der Wand ruckeln, daß der Staub stäubt, und einige Pappmachéfratzen erbarmungswürdige Anstrengungen unternehmen, um einen zu erschrecken — aber da sind wir schon wieder im Freien, wo die Videoclips auf dem neuesten Stand des Horrors sind und in Wirklichkeit die eigentlichen Schrecken und Katastrophen ganz andere Ausmaße annehmen, als es sich das sozialdemokratische Kabarett in seinem Gruselkabinett träumen läßt. Denn: Hoch über dem Proletariat/Schwebt frank und frei der Sozialdemokrat/Er hat nur eins im Sinn:/Wie krieg ich statt der Birne/Meine Pflaume hin.

Ach ja, das laufende Programm der Münchner Lach- und Schießgesellschaft. Es heißt »Jugend raus«. Nun sind die Mitglieder des Ensembles alle

satt über die Vierzig und reden am liebsten von ihrer Generation, die angeblich auf dem langen Marsch von der 68er-Herrlichkeit durch die Institutionen nun in der Resignation gelandet sei, was wohl gleichzusetzen ist mit Establishment oder Etablissement oder Edelfreßecke oder Elektroenzephalogramm oder so ähnlich. Insofern ist es dem Ensemble nicht zu verargen, wenn die Jugend in mehrfachem Sinn nicht zur Sprache kommt. Nur daß das Programm ebenso gut »Wurm raus aus dem Radieschen« heißen könnte. Die Ensemblemitglieder (Renate Küster, Rainer Basedow, Jochen Busse, Henning Venske) können alle was. Auch dafür. Renate Küster spricht in einer Solonummer für die Frauen, wie es sich gehört, wenn sie über die ungleiche, weil geschlechtsspezifische Verteilung der Menstruation meditiert. Henning Venske geht auf der Suche nach den nackten, häßlichen Tatsachen einigen Aktualitäten an die Wäsche. Wenn er nur das hemmungslose Kalauern (»Dregger stoibert jede Mengele«) lassen könnte und nicht häufig einen Knick in die Logik und einen Knoten in den roten Faden schläge, der »fade Rote« (O-Ton MLSG). Einmal, wenn die anderen »Generationen« singen, tönt er »Rrevolution«. Es gibt auch einige Nummern, in denen ein Pfiff zu hören ist, und sei es in jenem Wald, den man vor lauter abgestorbenen Bäumen nicht mehr sieht. Oft wird aber auch nur der Mund gespitzt.

Jugend raus?! Bei der Münchner Lach- und Schießgesellschaft schon geschehen. Was dort rein muß, ist ätzende Schrille und Radikalität. Erst wenn es unausgewogen, ungerecht und boshafte zugeht, dann ist es richtig. Raus muß dieses sozialdemokratistische (!) Spitzenklöppeln, Erbsenzählen, Krauthobeln, Birnenschitzeln, Auswiegen, Abköcheln, Nachpfeffern und für übermorgen Lauwarm-Stellen. Es muß heiß gekocht und ebenso heiß gegessen werden.

Sonst bleibt es bei dem, was das Lexikon ursprünglich unter dem Stichwort Kabarett verzeichnete: »Drehbare, mit kleinen Fächern oder Schüsselfchen versehene Salat- oder Speiseplatte«.

Kopf hoch, oder ich schieße!

Wieslaw Brudziński

Georg Fülberth

Die Union als Gegenstand der Betrachtung

Seit über hundert Jahren wird in der jeweiligen Tagespublizistik der Untergang des parteipolitischen Liberalismus vorhergesagt, bislang allemal falsch. 1982 schien es wieder einmal so zu sein, doch die FDP in der Bundesrepublik überlebte. Das geht insofern in Ordnung, als die Freien Demokraten die Scharnierpartei des westdeutschen Kapitalismus darstellen, welche es der Sozialdemokratie und der Union ermöglicht, sich als Volksparteien aufzuführen. Der Gemeinplatz, in der Bundesrepublik sei nur regierungsfähig, wer vom Großkapital und von der US-amerikanischen Schutzmacht toleriert sei, muß um die Feststellung ergänzt werden, daß Akzeptanz bei den Volksmassen ebenfalls vonnöten ist. So entstand die Volkspartei, im Politologenjargon auch Massenlegitimationspartei geheißen. Akzeptanz ist an die Erfüllung von Erwartungen gebunden: Wohlfahrt sowie innere und äußere Sicherheit. Beide Volksparteien, SPD und CDU/CSU, sind dadurch historische Organisationen, daß sie die Prosperitätsformel der fünfziger und sechziger Jahre sowie der frühen siebziger Jahre politisch umgesetzt haben: starke Stellung auf dem Weltmarkt, vergleichsweise hohe Löhne und vorzügliche Profite. Dies ging nicht im Selbstlauf: die Wachstumsraten mußten mindestens einmal schon durch Umbau stabilisiert werden: als Mitte der sechziger Jahre Mangel an wissenschaftlich qualifizierten Kadern sich ankündigte. Die Alarmrufe kamen auch aus den Spektren der Volksparteien, so Pichts Proklamation der Bildungskrise in »Christ und Welt«. (Wenn in der Bundesrepublik ein Umbau nötig ist, wird erst einmal eine Katastrophe — Picht: »Die deutsche Bildungskatastrophe« — ausgerufen, Erbe der heroischen Periode vor 1945.) Für die Sozialdemokraten war Bildungspolitik ohnehin ein Stück gewünschter Sozialreform. Als, ebenfalls in der ersten Hälfte der sechziger Jahre, Dahrendorf »Bildung als Bürgerrecht« ausrief, war die Übereinstimmung von Bereitschaft des Volkes, Katastrophenwarnung und Kapitalinteresse beglaubigt.

Ähnlich stand es mit dem zweiten Umbau der gleichen Zeit, dem ostpolitischen, also die Sicherheit betreffenden. Die erste Regierungspraxis auf solchem Felde hatte der Außenminister der Jahre 1961-1966, Gerhard Schröder (CDU). Er war mit dieser Position in seiner Partei nicht mehrheitsfähig. Der wissenschaftlich-literarische Interpret seines Kurses war der Christdemokrat Waldemar Besson. Er hat in seinem 1970 erschienenen Buch »Die Außenpolitik der Bundesrepublik« das klar ausgesprochen, was Schröder früher zwar schon praktiziert hatte, aus innerparteilichen Gründen aber nicht exakt formulieren durfte. Die SPD war seit Wehnerts Rede von 1960 ostpolitisch wieder voll manövriertfähig geworden. Ihre Konzeption, 1963 vorgetragen von Bahr in Tutzingen, stimmte gleichermaßen mit Schröder und Kennedy/Johnson überein. Die Minderheit um Schröder in der CDU, die Sozialdemokratie insgesamt, der Ferne Freund, der Sicher-

heitswunsch der Volksmassen: dies waren die Macht- und Massengrundlagen des ostpolitischen Umbaus. Doch die Mehrheit, die für ihn vorhanden war, befand sich in getrennten parteipolitischen Lagern. Sie konnte auch in der Großen Koalition 1966-1969 nicht virulent werden. Deshalb war die Entscheidung der Scharnierpartei FDP für jenen Partner notwendig, der den neuen Kurs ohne innerparteilichen Widerstand realisieren konnte. Die Union blieb belastet durch ihr historisches Erbe aus der Adenauerzeit. Dieses loszuwerden, fiel ihr schwer, wie die folgenden Jahre zeigten. Wenn Rainer Barzel 1972 versuchte, der Ostpolitik der sozialliberalen Koalition entgegenzukommen, so war dies nur ein taktischer Reflex und keine eigene Konzeption. Innerhalb der Union wirkte der alte Konflikt zwischen »Gaulisten« und »Atlantikern« von Mitte der sechziger Jahre latent weiter, nur daß Brandt jetzt der Atlantiker war, Barzel hier an seiner Seite sein wollte und die Erben der Adenauer-Orthodoxie im In- und Ausland sich isolierten. Innerparteilich aber waren sie immerhin stark genug, um 1973 Barzel zu Fall zu bringen. Mit Reagan war dann der Weg in die erste Reihe wieder möglich. Als Volkspartei allerdings hat die Union hier die Schwierigkeit, Akzeptanz zu sichern: 1983 wies Biedenkopf in der Schlußphase der Diskussionen um die Raketenstationierung darauf hin, sein innerparteilicher Gegner war Alois Mertes. Seit Beginn der Auseinandersetzungen um SDI wirkt wieder ihr Handicap der CDU/CSU, daß sie in der Opposition ihre außenpolitische Lektion nicht gelernt hat.

Dabei gibt es durchaus ein innerparteiliches Erbe, auf das zurückgegriffen werden könnte. Im Grunde beginnt es mit Adenauer und Strauß in der ersten Hälfte der sechziger Jahre. Als ihre deutschlandpolitischen Fernziele durch Kennedy und Johnson nicht mehr garantiert wurden, erfanden sie den »deutschen Gaullismus«: den Versuch, zusammen mit Frankreich eine militärische und politische Macht zu errichten, die Druck auf den Osten ermöglichen sollte. Dies wird häufig als »Mißverständnis« beurteilt, da Charles de Gaulle an der Teilung Deutschlands und an der Garantie von Polens Westgrenze interessiert war. Das Scheitern dieses Konzepts ließ tatsächlich Strauß als fruchtbaren Projektmacher ausscheiden. Sein Buch »Entwurf für Europa« von 1966 trägt eine Vision vor, zu deren Realisierung niemand bereit war. Gleichzeitig versuchte Schröder, der »Atlantiker«, Spielraum für einen relativ eigenständigen westdeutschen Kurs zu schaffen, indem er die spezielle Variante ausfindig machte, welche sich für die Bundesrepublik innerhalb der neuen US-amerikanischen Strategie ergab. Besson formulierte daraus die neue Raison dieses Staates: er sei eine »mittlere Macht«. Für die Union war dieses Konzept parteipolitisch nicht attraktiv, da es bereits von der SPD erfolgreich praktiziert wurde, sie sich also auf ein besetztes Feld hätte wagen müssen. Wenn Kohl nunmehr die Durchsetzung der Raketenstationierung als Erfolg seiner Regierung geltend macht, dann kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß das keine genuin konzeptionelle Leistung war, die bei geringer Akzeptanz das Sicherheitsbedürfnis eines an mittlerweile vierzig Jahre Frieden gewohnten Volkes strapazierte: für eine Volkspartei keineswegs ein zu vernachlässigendes Problem. Glotz' Forderung nach Auflösung des »altatlantischen Kartells«, Bahrs und Palmes Empfehlungen für eine atomwaffenfreie Zone, das gemeinsame Papier von SPD und SED für ein Verbot der Lagerung von Gift-

waffen in Europa: sie markieren ein Konzept, für das Besson 1970 das Stichwort liefert hat. Wilhelm Paul hat in DEBATTE 6-7/1985 darauf hingewiesen, daß im Umkreis der CDU Hans-Peter Schwarz die Bundesrepublik als »europäische Großmacht« sieht und somit den Gedanken der »mittleren Macht« weiterentwickelt. Eingeschlossen ist hier die Forderung nach eigenständiger Politik neben den USA, welche nach wie vor Schirm und Rückhalt geben müssen. Wilhelm Paul beobachtet richtig, daß Schwarz' Konzeption aggressiv ist. Die *aktuelle* Gefahr, die von solchen Vorschlägen ausgeht, sollte aber wohl nicht überschätzt werden: die westdeutsche Linke einschließlich ihrer sozialdemokratischen Rechten wertet sich gern auf, indem sie den konservativen Gegner dämonisiert. Für Wilhelm Paul gilt dies allerdings wohl nicht, denn er versucht Schwarz' Vorschlag gleichsam reversibel zu machen, indem er die dort vorgetragene Forderung nach größerer Eigenständigkeit darauf abklopft, inwieweit sie für eine Politik des europäischen Ausgleichs sinnvoll ist. Bei Schwarz dürfte er dabei ähnlich an der falschen Adresse sein wie dieser bei Kohl. Hans-Peter Schwarz, der schon früh über Ernst Jünger publizierte, hat in den beiden Büchern, welche er zur fünfbandigen »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« beisteuerte, deutlich genug gemacht, daß ihm das juste milieu der Volkspartei auf die Nerven geht und daß ihm mehr metallischer Klang lieber wäre. In seinen Thesen schwingt schon ein wenig Resignation des Rechtsintellektuellen, der die Führungsfähigkeit seiner Partei in Frage stellt. Kurz- und mittelfristig mag er recht haben. Auf sehr lange Sicht ist möglich, daß eine sozialdemokratisch erwirkte neue Beweglichkeit westdeutscher und westeuropäischer Politik die Machtbasis für künftige, dann christdemokratisch oder durch eine andere Partei der Rechten zu exekutierende Aggressivität schafft. Für solch indirekte Vorbereitungsarbeit ist die SPD geeigneter: sie betreibt sie mit halbpazifistischem Akzent, erhält dafür zwar den Vorwurf des Antiamerikanismus durch CDU/CSU, hat aber kaum innerparteiliche Widerstände, und der nationalistische Beiklang hält auch die Unions-Opposition in Grenzen. Großmachtansprüche werden mit einer solchen Politik nicht assoziiert. Eine dezidierte nationale Außenpolitik der Union aber wäre nicht frei davon und trüfe auf Widersetzlichkeit außerparlamentarischer Bewegungen, Mißtrauen des Auslandes und Kritik der SPD. Der Rechenfehler von Adenauer und Strauß während ihrer Phase des »deutschen Gaullismus« lag nur vordergründig in einer falschen Einschätzung des französischen Staatschefs durch seine CDU/CSU-Freunde. Etwas sehr Wichtiges fehlte: entweder westdeutsche Hegemonie oder eine gegen den Osten gerichtete Einheitlichkeit der politischen Stellungnahme aller Staaten der damaligen EWG. Indem Adenauer durch Schmiedung der Westbündnisse die Machtgrundlage für Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit herzustellen suchte, kam die Bundesrepublik zugleich in den Zusammenhang mit den Bestrebungen anderer Staaten, welche diesen Sonderwunsch nicht erfüllen mochten.

Außenpolitik, ein besonders ungelernter Beruf, gilt als klassisches Feld der Konservativen. Doch seit Bismarck hat sich hier etwas geändert: die mittlere Macht im imperialistischen System bekommt Druck von oben und von der Seite. Von oben: Wörner muß in den USA ein Früherkennungs-System einkaufen, während die einheimische Industrie eine billigere und an-

geblich effektivere Ware der gleichen Sparte anbietet. Von der Seite: Zimmermann kann gegen Großbritannien und Frankreich nicht die Abgaswerte durchsetzen, auf die sich Daimler-Benz, Opel und andere schon mit großen Investitionen eingestellt haben. »Populistisch« mag dieser Fehlschlag insofern sein, als viele Autofahrer die Mehrausgaben für den Katalysator fürchteten. Doch selbst bei ihnen gewinnt die Regierung dadurch wenig: die Medien, hier eher umwelt- und industrienah als am täglichen Bauch des Konsumenten, sagen ihnen, daß der Minister ein Versager sei. Unschwer lassen sich gleich zwei Kapitalistengruppen ausmachen, die Grund zum Stirnrunzeln haben. Und für die Bauern, welche keine Freude an der Milch mehr empfinden dürfen, ist fast schon wieder eine NPD vonnöten. So geht's, wenn jetzt sogar schon die internationalen Beziehungen zur Sozialpolitik herunterkommen.

In ein ähnliches Problem kann die Union auch auf dem Felde der allgemeinen Gesellschaftspolitik geraten. Wie in den sechziger Jahren, so liegt auch jetzt wieder ein »Umbau« im Systeminteresse. Die Notwendigkeit ergibt sich aus folgenden Engpässen: Erstens: die Periode langdauernder Rezession erfordert verschärzte Offensive auf dem Weltmarkt. Zweitens: gerade dort, auf dem Weltmarkt, verengt sich die Absatzmöglichkeit, wenn westdeutsche Produkte nicht effektiver und billiger sind als die der Konkurrenz. Die Situation ist, wie die Exportziffern zeigen, im Grunde nicht schlecht, dennoch empfiehlt sich präventiver Katastrophenalarm, auch aus innenpolitischen Gründen: Die Lohnkosten müssen gesenkt werden. Drittens: Die stofflichen Grundlagen der Reproduktion des kapitalistischen Systems — Energie, Luft, Wasser, Wald — müssen melioriert werden. Der Koalitionswechsel der Scharnierpartei signalisierte, daß die Umverteilung der ökonomischen Ressourcen für den neuen Umbau durch Eingriffe in den Sozialstaat geleistet werden muß. Durch ihre starke Gewerkschaftsbindung erwies sich die SPD als dafür nicht sehr geeignet. Kaum war die Union Regierungspartei, zeigte sich, daß auch sie zu sehr Volkspartei ist, um die sozialen Einschnitte, welche jetzt nötig sind, ohne Händezittern vornehmen zu können. Hier erweist sich ihr Problem als historische Partei, die 1945 neu war, jetzt aber Züge des Alterns bemerkten läßt. Jürgen Busche weist in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland« mit dem gleichen Gestus darauf hin wie Hans-Peter Schwarz. Lothar Späth gibt vor, einen Weg zu wissen. Doch noch ist nicht sicher, ob dieser auf Dauer in Baden-Württemberg gelingt, und wenn, ob das Exempel für die gesamte Republik verallgemeinert werden kann. Selbst falls dies erreichbar sein sollte, stellt sich die Frage nach der Zeit, in der es geschieht. Es kann sein, daß das, was die Union »Reindustrialisierung«, die Sozialdemokratie »sozialgesteuerte Innovation« und viele andere »ökosozialen Umbau« nennen, nur über eine längere Strecke, über einen oder zwei weitere Regierungswechsel hin überhaupt zu bewerkstelligen ist. Fürs erste mag dabei die jeweilige Kanzlerpartei die Zeche zahlen, bis die Bundesrepublik ihre Weltmarktstellung gefestigt hat, der soziale Friede auf einem anderen, vielleicht niedrigeren Niveau stabilisiert und die Luft rein ist. Vielleicht genügt es auch nur, eines oder zwei dieser Ziele zu erreichen, um mit dem Ausbleiben des zweiten oder dritten zu versöhnen. Es bleibt die Kriegsgefahr, die Dritte Welt als Abdeckerei und wahrscheinlich ein erheblicher Teil von Marginali-

sierter im eigenen Land. »Sozialer Frieden« unter solchen Bedingungen kann heißen, daß diejenigen, die noch nicht von der Aussonderung betroffen sind, sich umso fester hinter den etablierten Parteien rallieren. Das von der CDU/CSU entwickelte Flexibilisierungskonzept wird von der jeweiligen Regierung vorangebracht werden. Vollbeschäftigung ohne Abstriche am vorher erreichten Standard wird innerhalb des Bundestagspektrums allenfalls von einer sozialdemokratischen Opposition propagiert.

Wird die Union diejenige Partei sein, unter deren Führung der Umbau abgeschlossen wird? Da über die Dauer dieses Prozesses nichts Genaues gesagt werden kann, ist diese Frage kaum zu beantworten. Beunruhigend mag für sie sein, daß sie seit zwanzig Jahren keinen national und innerparteilich anerkannten Führer mehr hervorgebracht hat — wie Adenauer und (für ganz kurze Zeit und vorher nur in der zweiten Linie) Erhard. Ihr Leitungspersonal seit Kiesinger und Barzel paßt eher in die Karussells der italienischen Democrazia Cristiana, als daß von ihm jener take off erwartet werden dürfte, der zu neuer Hegemoniefähigkeit nötig ist. Nicht zufällig wollte und bekam Richard von Weizsäcker ein Amt, in dem er in der Außenpolitik Ideologieelemente der anderen Volkspartei mitverkünden darf. Nicht ausgeschlossen ist, daß die Union 1982 dieselbe Situation vorwand wie die bürgerlichen Parteien in Schweden, als diese 1976 Palme ablösten. Schon nach wenigen Jahren waren sie wieder Opposition. Dort waren allerdings vierzig Jahre sozialdemokratischer Regierung vorangegangen, in der Bundesrepublik nur dreizehn. Doch ist der Unterschied in Wirklichkeit geringer: seit den fünfziger Jahren hat auch die Union mitgebaut an dem, was Hans-Peter Schwarz verächtlich eine »Gefälligkeitsdemokratie« nennt. Daß Kohl die Wende nicht schafft, fällt nur deshalb auf, weil er sie vorher ankündigte. In Wirklichkeit war — Lambsdorff (FDP) hin, Albrecht (CDU) her — von den Wählern der neuen Koalition nicht ein Umschwung um 180 Grad, sondern nur eine Modifikation gewünscht. Das dramatische Reklamewort »Wende« verdeckte, daß die Union — anders als die SPD 1969 — vor ihrem Regierungsantritt kaum ein großes konkretes Projekt benannte. Ausnahmen waren Fink in Westberlin und Späth in Baden-Württemberg. Die »Neue Soziale Frage« war eine beschreibende Lösung, kein Programm. Hierin war die Union den Grünen vergleichbar. Beide wollten Korrekturen am sozialliberalen Modell, das (wie Reinhard Opitz bereits vor über zehn Jahren gezeigt hat) über die SPD und den früheren linken Flügel der FDP hinausgreift.

Irgendwann vor dem »Machtwechsel« von 1969 soll ein christdemokratischer Politiker einmal einen führenden Sozialdemokraten gefragt haben, weshalb denn die SPD überhaupt die Führung im Staat haben wolle. Sie dominiere doch schon in der Sozialversicherung.

Mit umgekehrtem Pfiff ist ein solcher Dialog in Schweden denkbar. Palme könnte einen konservativen Politiker fragen, weshalb dessen Partei denn überhaupt den Ministerpräsidenten stellen wolle, schließlich floriere Volvo auch ohne das. Finnlandisiert kann die Bundesrepublik nicht werden — aber vielleicht skandinavisiert, noch genauer, wegen der NATO, norwegisiert? Für die Union bliebe in einem solchen Fall zukünftig nur die gleiche respektable Rolle, die einst Poulidor bei der Tour de France hatte. Dies ist keine Prognose für die Bundestagswahl 1987, es geht um eine mögliche

mittelfristige Perspektive, die ohnehin nur ein Typus sein wird, keine durchgehende empirische Realität. Als Opposition in Bund und Ländern ist die Union in der Regel viel effektiver gewesen als die SPD in gleicher Funktion. Die Angst vor ihr diente immer wieder als innerparteiliches Disziplinierungsmittel in der Sozialdemokratie und als Treuekitt für Wähler, der erst ab 1979 zwischenzeitlich brüchig wurde.

Was aber, wenn es in den nächsten zehn Jahren nicht gelingt, Verschuldungskrise, Massenarbeitslosigkeit und Kriegsgefahr gleichsam einzukapseln, wenn also diese Gefahren tatsächlich zu galoppieren beginnen? Für solche Fälle hielt die Union in der Vergangenheit die Enoch-Powell-Variante, personifiziert durch Strauß, bereit. Es ist fraglich, ob dies ausreichen würde. Die Neue Rechte, die dann einflußreich werden kann, bildet sich gegenwärtig teilweise schon im akademischen Bereich, jenseits der Grünen, in einer rechtsextremen Jugendszene, im Protestantismus bei den Evangelikalen. Die Union ist zu groß, als daß sie da eine ähnlich traurige Rolle spielen müßte wie ab 1930 die Deutschnationale Volkspartei (DNVP) und die Deutsche Volkspartei (DVP) im Verhältnis zur NSDAP. Aber sie wäre in einer solchen Situation zunächst ebenfalls nur eine historische Organisation, deren Potential umgeschichtet werden muß, wenn die Post wirklich abgehen soll. Hans-Peter Schwarz, Dregger und Albrecht bliebe eine vergleichbare Rolle wie einst Jünger, Seldte und Papen. Hier stimmt die Parallele zu DNVP und DVP, nicht aber für die gesamte CDU und CSU.

Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt.
Marx/Engels, MEW 3/35

WRL

Gegen einen zivilisationskritisch aufgeblasenen feministischen Idealismus

Psychologisierung à la Kolnai

Arne Raeithel war durch meinen Artikel in der 'Debatte' 5/85 so verärgert, daß er sein eigenes Werk, das bisher in zwei Teilen unter den bemerkenswerten Titeln 'Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen' (Raeithel 1/85) und 'Mütter, Väter und Wunschmaschinenkinder' (Raeithel 4/85) erschienen war, nicht zu Ende schreiben konnte. (Raeithel 6/85). Schon allein aus diesem Grunde kann ich die Wirkung meines Artikels in der Rubrik 'erfolgreich' verbuchen. Bleibt doch dadurch möglicherweise eine größere Öffentlichkeit von weiteren 'Teilerklärungen' folgender Art verschont: »Der Versuch von Männern, die künstliche Intelligenz und das künstliche Leben zu schaffen, wird zu einem wesentlichen Teil angetrieben von der nur halb bewußten ... Notwendigkeit für viele Mathematiker, Informatiker, Ingenieure und Philoso-

phen, ihren Mangel an Gebärfähigkeit auszugleichen.« (Raeithel 1/85, S. 32) Solche 'Erklärungen' von der psychoanalytischen Sorte übersehen üblicherweise das flach auf der Hand Liegende: Wie viele dieser Ingenieure und Mathematiker mögen heilfroh sein, daß ihnen etwas so Unangenehmes wie die Gebärfähigkeit erspart bleibt?! Wie dem auch sei. Raeithel fällt um etliche Megabyte hinter das zurück, was selbst im — in dieser Beziehung sicher nicht sehr lebendigen — Gedankenkreis der 68er Ideologie gegen die Psychologisierung sozialer Prozesse gesagt worden war. Niveaumäßig hebt sich das kaum ab von den Gedankenverrenkungen Kolnais (zur Erinnerung für die Nicht-Ewig-68er: Kolnais psychologisierende Thesen — u. a. das Vereinigungsbestreben der Arbeiterbewegung sei Ausdruck der Homosexualität — waren schon damals als abschreckendes Beispiel gehandelt worden), wenn auch der Gegenstand des einen die Arbeiterbewegung und der des andern die Künstliche Intelligenz ist.

Nun ist mein Erfolg in dieser Sache durchaus ein relativer. Raeithel hat zwar das Finale seines Liebeswerbens um den antitechnischen Geist vorläufig zurückgestellt, dafür hat er mir aber die Fehdehandschuhe mit besonderem Nachdruck vor die Füße geworfen. Außerdem steht zu befürchten, daß er letztlich doch nicht der Versuchung widerstehen kann, auch noch den dritten und letzten Teil seiner wundersamen Arbeit in die Welt zu setzen, und sei es nur, um seinen Mangel an Gebärfähigkeit zu kompensieren.

Kraftlose Hiebe in die falsche Richtung

Die paar Argumente Raeithels, die sich offensichtlich auf meinen Text beziehen, behandle ich im Vorbeigehen. Als Sozialist bin ich natürlich für die Kontrolle der Werktätigkeiten darüber, was produziert wird; das Einmaleins des Sozialismus hatte ich vorausgesetzt. Der ganze Zusammenhang zwischen Funktional-Konstruktiv-Komplex (FKK), Benutzer-Schnittstelle (BSS) und Kapitalismus wird von Raeithel entstellt; die Begründungen für diese begrifflichen Differenzierungen werden nicht zur Kenntnis genommen; es geht mir ja nicht um die Anpassung der Benutzer-Schnittstelle (BSS) an einen kapitalistischen Funktional-Konstruktiven-Komplex (FKK), sondern gerade darum, daß dieser weder kapitalistisch noch sozialistisch ist. Ob eine Überwachung von PIS durch die Betriebsräte mittels einer Logdatei mit dem BetrVG vereinbar ist, eine solche Frage stelle ich überhaupt nicht; daß das BetrVG nicht das letzte Wort der Arbeiterbewegung im Kapitalismus ist, darf man doch wohl voraussetzen. Die 'Angst vor der Technik' ist kein Problem 'des' Menschen. Es sind vielmehr die Kleinbürger, die sich hier besonders lautstark hervortun; und die haben auch allen Grund dazu, weil auf die eine oder an-

dere Weise ihre Privilegien durch die 'neuen Technologien' bedroht sind; es sind aber auch Teile der herrschenden Klasse, die instinktiv spüren, daß die Entwicklung der Produktivkräfte objektiv den Sozialismus näherbringt, und deshalb bisweilen die Pose des Technikkritikers einnehmen. 'Klasse' aber ist ein Fremdwort im psychozentrierten Vokabular unseres Neumarxisten. Was im übrigen die Mehrheit der Nutzer der Computertechnik angeht, so ist für diese 'Technikangst' ein Fremdwort; Technikeuphorie beschreibt hier zutreffender die ideologische Haltung gerade der jungen und beweglichen Teile der Arbeiterklasse. Der Antitechnizismus einer kleinen Anzahl von bourgeois Krautjunkern und einer größeren Anzahl ergrünter Kleinbürger rechtfertigt das Gerede von einer generellen Technikangst nicht.

Mir scheint, daß Raeithel mich an einer ganz bestimmten Stelle ideologisch verortet. Mehr zwischen den Zeilen erweckt er den Eindruck, als vertrete ich eine Position, für die bereits alle Probleme gelöst sind. Ich kann ihn beruhigen. Dem ist ganz und gar nicht so. Natürlich ist die Umgestaltung der Strukturellen Arbeits-Organisation (SAO) ein dickes Problem; und ein politisches Konzept zur Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft ist noch ein weit größeres Problem, das ich keineswegs als gelöst anssehe. Aber es ist nicht einzusehen, daß man sich — nur weil es offene Probleme gibt und sich gewisse traditionelle Strategien der Arbeiterbewegung als unzureichend erwiesen haben — auf die schlüpfrigen Pfade der 'Kritik der Produktivkräfte', der 'Kritik der Vergesellschaftung' usw. begibt und Lösungen empfiehlt, die sich in der Praxis 100fach nicht bewährt haben.

Aber eigentlich ist das alles gar nicht entscheidend. Auch dort, wo Raeithel die gleichen Begriffe benutzt wie ich, wo er scheinbar die gleichen Probleme thematisiert, ist doch nicht das Gleiche gemeint. Raeithels Argumentation be-

sitzt eine völlig andere Perspektive als ich sie in 'Gegen eine technikkritische Wende' entwickelt habe. Deshalb ist es Täuschung oder bestenfalls Selbsttäuschung, wenn er 'die gleiche generelle Absicht' unterstellt.

Das Handwerker-Paradigma — psychotheatralisch herausgeputzt

Eines der Grundanliegen meines Aufsatzes in der 'Debatte' 5/85 war die Kritik des Handwerker-Paradigmas. Die grundlegenden Ideen dieses Paradigmas können in stilisierter Form wie folgt dargestellt werden.

1. Arbeitsideal ist eine individuell-ganzheitliche Arbeit;
2. ideales Arbeitsmittel ist erfahrungsnahe, wenig komplexes Werkzeug;
3. Erfahrungswissen wird der Vorzug vor wissenschaftlich-abstraktem Wissen gegeben;
4. gesellschaftliche, kollektive Arbeit wird als Zerstörung der schöpferischen Arbeit verstanden;
5. Industrialisierung und Mechanisierung werden als 'Enteignung' ursprünglicher Fähigkeiten, als umfassender Dequalifikationsprozeß verstanden.

Es ist unschwer zu erkennen, daß die Industriesoziologie von G. Friedmann bis zu Kern/Schumann stark von diesem Paradigma geprägt ist. Man kann sagen, daß so ziemlich alles daneben geht, wenn die Analyse von diesem Paradigma geleitet wird. Obwohl die Handwerker-Kultur eine blühende Kultur war, obwohl der Handwerker schöpferische Arbeit verrichtete usw., kann aus dieser Perspektive die Zukunft der Arbeit nicht gewonnen werden. Maschinerie, kollektive Arbeit, Verwissenschaftlichung der Produktion, Vergesellschaftung der Arbeit haben nachdrücklich das handwerkliche

Arbeitsverhältnis zerstört und den Weg verstellt, zu einer solchen Arbeit zurückzukehren. Dafür hat die Maschinenisierung und mehr noch die Automation die Perspektive zu einer völlig neuen Arbeit eröffnet, zu einer Arbeit, die auf der Aneignung der *wissenschaftlichen Errungenschaften* besteht und nicht auf dem Niveau von *Erfahrungswissen* stehenbleibt, die daher *verallgemeinerbar* und nicht *nur Einzelnen* zugänglich ist, die auf die Aufhebung der Arbeitsteilung von Hand- und Kopfarbeit *auf einem viel höheren Niveau* hinausläuft, als es die Handwerkskunst jemals ermöglichte.

Raeithel geht mit beachtenswerter Souveränität über diesen Aspekt meines Aufsatzes hinweg, indem er ihn einfach ignoriert. Freilich ist diese Ignoranz nicht verwunderlich, bleibt er doch selbst in diesem Paradigma gefangen. In Anlehnung an bestimmte Modeideologien unterscheidet er zwischen 'inneren' und 'äußeren Maschinen'. Ohne nun auf dieses Verfahren formalisierender Abstraktion, das solcher Begriffskonstruktion zugrunde liegt, näher einzugehen, ist auf die Konsequenzen hinzuweisen, die aus dieser Differenzierung gezogen werden. Wenn, so sagt er, eine 'innere Maschine' zu einer 'äußeren' wird, wird sie 'dem Menschen enteignet'. »Sobald eine innere Maschine vollständig technisch reproduziert werden kann, ist sie effektiv enteignet bei denen, die sie ursprünglich in sich ausgebildet haben.« (Raeithel 1/85, S. 38) Nichts anderes ist hier gemeint als der Prozeß der Mechanisierung, der Übertragung menschlicher Fähigkeiten und Fertigkeiten auf Maschinen. Daß dieser Prozeß mit der 'Enteignung' zusammengedacht wird, macht die Verwurzelung im Handwerker-Paradigma deutlich. Für meine Begriffe ist damit jeder rationale Weg verbaut, die Großtechnik gegen ihre kapitalistische Anwendung positiv zu bewerten.

Entsprechend ist dann auch sein Zau-

berwort das der 'Dezentralisierung' (vgl. Raeithel 6/85, S. 65). Er versteht nicht, warum dieser WRL mehr 'Vertrauen' in die Technik setzt als in die 'Entwicklung regionaler Initiativen'. (ebd., S. 64) Aber Herr Raeithel! Es geht nicht um das 'Vertrauen', sondern um historische Perspektiven. Kann denn wirklich jemand bestreiten, daß alle dezentralistischen Bewegungen außerordentlich kläglich gescheitert sind? Das gilt innerhalb der Arbeiterbewegung von den utopischen Sozialisten mit ihrer irrealen Gegengesellschaft bis hin zum 'jugoslawischen Modell', bei dessen Anblick ja wirklich keine Freude aufkommt. Das gilt aber auch für die ganzen bürgerlich-kleinbürgerlichen Ausbruchsversuche, an die Raeithel vorzugsweise denkt. Im Besonderen war das Thema, eine Alternativgesellschaft in der bestehenden kapitalistischen zu errichten, bereits in der 68er Ideologie virulent (ich erinnere nur an R. Schwendter); allen, die damals hoffnungsfroh dieser 'neuen' Bewegung hinterherliefen, ist der System-Crash, mit dem das in aller Regel endete, nur allzu deutlich in Erinnerung. Glaubt

Raeithel denn ernsthaft, daß die heutige Alternativbewegung, die sich anschickt, den ganzen Schmonzes unter grüner Flagge zu wiederholen, besser gerüstet ist als die ehemaligen Alternativler? Will er denn ernsthaft die Meinung vertreten, daß Mumfords Gemeinschaftsideologie und Illichs Primitiv-Utopie ernstzunehmende Alternativen sind, daß die krampfhaften Versuche, eine längst untergegangene Handwerkergesellschaft wiederzubeleben, historische Perspektiven in den Metropolen des Kapitalismus bietet? Das Ganze ist etwa so aussichtsreich wie der Versuch, eine Leiche, die sich bereits in ihre Bestandteile aufgelöst hat, mit Zaubersprüchen wiederzuerwecken.

Aber das ist noch keineswegs alles. Die ausgetretenen Pfade des Handwerker-Modells führen bisweilen auf ausgesprochene Holzwege.

Wer sich in die Lebensphilosophie hineinbegibt, kommt darin um

Das Handwerker-Paradigma ist oft genug nur ein Aspekt eines allgemeineren Gedankensystems, das man als das zivilisationskritische Paradigma bezeichnen kann. In stilisierter Form läßt sich dieses wie folgt beschreiben.

1. In der einen oder anderen Form wird die Bedrohlichkeit des technischen und/oder gesellschaftlichen Fortschritts behauptet;

2. Zentrum der Kritik ist dabei immer der Gesamtprozeß der Vergesellschaftung der Produktion;

3. Arbeiterbewegung und Sozialismus werden als Agenten dieser planetarischen Fehlentwicklung angesehen;

4. 'der Mensch' wird mittels einer faden Anthropologie in Gegensatz zur gesellschaftlichen Entwicklung gebracht;

5. als 'Alternative' zur gesellschaftlichen Produktion werden Konzeptionen der 'Gemeinschaft' entwickelt, die am Modell biologischer Zusammenhänge gedacht werden.

In Hinsicht auf die Technik hat diese Ideologie ihren wohl prägnantesten Ausdruck in F. G. Jüngers 'Perfektion der Technik' gefunden. Was aber Jünger hier systematisierte, ist ein Denken, das jahrzehntelang den bürgerlichen und kleinbürgerlichen Geist verwirrte. Auf etwas andere Art haben auch M. Heidegger und L. Mumford teil an dieser allgemeinen Zerstörung der Vernunft.

Aus diesem ideologischen Umfeld stammen Raeithels zentrale Begriffe wie 'Leben versus Tod', 'Mensch versus Maschine' usf. (vgl. Raeithel 1/85, S. 29 ff.), oder besser: Bilder, denn als Begriffe kann man das, was da ausgebreitet wird, ja wohl nicht bezeichnen. So schreibt Jünger etwa über das Vordringen der Technik: »Etwas Totes dringt in das Leben ein und breitet sich in ihm aus. Deshalb ergreift den Betrachter ein

Gefühl, das sich mit der Vorstellung des Alterns, der Kälte, des Todes verbindet, mit dem Bewußtsein der toten, sich mechanisch wiederholenden Zeit, wie sie durch das Uhrwerk gemessen wird.« (Jünger 53, S. 40) Und man kann nicht übersehen, daß Mumford die Antinomie 'Mensch — Maschine' direkt mit der Gegenüberstellung von christlichem und wissenschaftlichem Weltbild verbindet. Direkt im Anschluß an die Entgegenseitung von Mensch und Maschine heißt es: »Die Ersetzung des christlichen Universums, das auf der Existenz des Menschen und dessen letztliche Erlösung gerichtet war, durch ein rein unpersönliches Universum ohne Gott, von der glühenden Sonne abgesehen, ohne sichtbaren Zweck oder erstrebenswertes menschliches Ziel, dürfte ein schlechtes Geschäft gewesen sein — ja, ein bedauernswerter Verlust.« (Mumford 74, S. 374) Die soziale Funktion solchen Denkens wird hier deutlich; sie besteht in der Rechtfertigung eines religiös eingetrübten Kapitalismus. Bei Jünger ging es um die Legitimation einer klein-bürgerlich verniedlichten 'sozialen Marktwirtschaft' (man vergleiche die Parallelität zu den Theorien W. Röpkes). Warum sollte man denn solche Positionen 'probhalber' einnehmen, wenn ihre soziale Funktion hinlänglich bekannt ist?

Was nun die wissenschaftliche Bedeutung der genannten Begriffe angeht, so bezeichnet 'Leben' bspw. eine bestimmte Bewegungsform der Materie. Außerhalb dieses wissenschaftlichen Kontextes aber ist ein solcher Begriff unklar und verschwommen, stützt er analogisierendes und metaphorisches Denken. Bei Jünger z. B. verdeckt die Benutzung solch schwammiger Begriffe, daß er von Technik so viel Ahnung hat, wie, sagen wir, Kolnai vom Marxismus, nämlich keine. Ich werfe Raeithel vor, daß er, obwohl er an einigen Stellen die Aporien dieser 'Begriffs-welt' erkennt, sich nicht von derselben distanziert, daß er vor der lebensphilo-

sophischen Ideologie den Buckel krumm macht, daß er nicht den Mut hat, mit dieser ganzen Problematik zu brechen, sich vom zivilisationskritischen Paradigma zu lösen.

Was sind nun die Ergebnisse seiner Überlegungen? Zunächst gelangt Raeithel zu dem bemerkenswerten Resultat, daß Maschinen weder 'tot' noch 'lebendig' sind. Statt nun dieses Terrain schleunigt zu räumen, weil es ganz offensichtlich für die Erkenntnis der Maschinentechnik inadäquat ist, heißt es mit gesteigerter Unschärfe: »Solange die Maschine ein Teil des Körpers von lebendigen Menschen¹ ist, solange ist sie auch ein Teil des Lebendigen, der Selbstorganisation der vergesellsteteten Menschen.« (Raeithel 1/85, S. 37) Sofern die Maschine Teil eines 'Körpers von lebendigen Menschen' ist, bestehen also eine nicht-entfremdete Beziehung zur Maschine. Man beachte, daß damit das Abgrenzungskriterium zwischen entfremdeten und nicht-entfremdeten Verhältnissen subjektiv und willkürlich wird; es hängt ab von der Interpretation biologischer Metaphern wie 'Körper' und 'lebendig'.

Unübersehbar ist freilich, was Raeithel mit solchen 'Begriffs'-bildungen beweckt. Hält man diese Ausführungen zusammen mit seiner Annahme, daß die 'familiale Sozialisation' das Modell einer alternativen Produktionsweise abgibt (s. unten), so ist der 'Körper lebendiger Menschen' nichts anderes als eine *familienähnliche Gemeinschaft*. Die sozial interpretierten (nicht an den 'Hautgrenzen' endenden) 'inneren Maschinen' sind dann alle Fähigkeiten und Fertigkeiten, die solche Gemeinschaften besitzen. Maschinen als 'Teil des Lebendigen' sind folglich alle 'Maschinen', die von solchen kleinen Gemeinschaften beherrscht und nicht von ihnen abgelöst werden können, d. h. einfache und überschaubare Werkzeuge.

¹In Raeithel 1/85 heißt es: '...Teil des Körpers von lebendigen Maschinen...'. Dies beruht auf einem Druckfehler.

Kein Wunder also, daß, wie erwähnt, bereits die Mechanisierung 'Enteignung' bedeutet, daß 'Wissensenteignung' droht durch die Expertensysteme der 5. Computergeneration, daß Computer und Kabelnetze als 'Leviathane' und 'biblische Chaosdrachen' erscheinen. (s. Raeithel 1/85, S. 38) Kein Wunder auch, daß Raeithel an dieser Stelle Mumfords Begriff der 'Megamaschine' ins Spiel bringt, der gerade die Zerstörung kleiner Gemeinschaften durch den Prozeß der Vergesellschaftung der Produktion bezeichnet. Überdeutlich wird hier, daß Raeithel nicht auf Umwege, sondern auf — zivilisationskritische — Abwege gelangt ist.

Über Mütter, Großmütter und Urgroßmütter

Ein weiterer Grundbegriff Raeithels ist die Polarität 'Mann — Frau'. Ich übergehe dabei rücksichtsvoll seine geschichtsphilosophischen Spekulationen, die die Geschichte zum Kampf dieser zwei Prinzipien vergewaltigen, und weise auf folgendes hin: auch diese Begriffe werden völlig von den wissenschaftlich-exakt konstatierbaren Geschlechtsunterschieden gelöst, werden windig-spekulativ. Sie werden vor allem der lebensphilosophischen Problematik bei- und den lebensphilosophischen Grundbegriffen untergeordnet.

Ist das verwunderlich? Nicht, wenn man weiß, daß auch ganze Fraktionen der Lebensphilosophie mit dieser Antonomie hantieren. Bei L. Klages bspw. ist 'Mann versus Frau' immer auch einer seiner zentralen Gegensatzbegriffe! (vgl. etwa Klages 1926, S. 165) Und Nietzsche wirft er in der gen. Schrift vor, daß der Begriff der 'Mutter' in seiner Philosophie fehle. (ebd., S. 199) Man denke nicht, daß Klages und die heutige zivilisationskritische Literatur unvergleichbar seien. Man findet bei Klages Seitenlange Angriffe auf Kapita-

lismus, Krieg, Raubbau an der Natur, Gewalt gegen Mensch und Tier; ebenso wie man ausufernde Abhandlungen über harmonische Sozialbeziehungen lesen kann, die freilich mehr an die Vorstellungswelt unserer Urgroßmütter gemahnen als an die emanzipierter Frauen. Allerdings ist das alles einer ausgesprochenen 'Geistfeindschaft' unterordnet; kann man aber sagen, daß die heutige Zivilisationskritik von einer solchen Tendenz völlig frei ist?

Bei Raeithel wird unter dem Begriff der 'Mütterarbeit' eine Produktionsform zurechtspintisiert, die zu jeder 'normalen' Produktionsarbeit in Gegensatz steht. Daher lautet seine Ausgangsfrage: »Wie unterscheidet sich das Produzieren von Gegenständen, von Produkten, die *man* von sich abtrennen kann und die äußere Maschinen werden können, vom 'Produzieren der nachfolgenden Generation', der Kinder, die *frau* mit sich verbinden muß? Es geht darum, was Mütterarbeit und Produktionsarbeit unterscheidet und verbindet.« (Raeithel 4/85, S. 47) Abgesehen davon, daß selbst Heidegers Analyse des 'Man' tiefschürfender ist als die Raeithels, abgesehen auch davon, daß das Ganze in sich nicht stimmt ist, weil Ziel jeder Sozialisation gerade die *Ablösung* der Kinder von den Eltern ist; diese windschiefen Begriffsbildung sollen begründen, daß die familiäre Sozialisation das Grundmodell einer 'alternativen Produktionsweise' ist. Und was diese kennzeichnen soll, ist das, was schon immer in der Zivilisationskritik die 'Alternative' kennzeichnete: ein 'hegender und pflegender' Umgang mit Natur nämlich. (Raeithel 4/85, S. 51) Die 'Mütterarbeit' ist also bestenfalls geeignet, ein *vorindustrielles* Verhältnis zur Natur zu begründen und zu ideologisieren! Raeithel verbindet diese fixe Idee nun mit der 'Analyse' der Maschinen. Die 'äußersten Maschinen' »sind weder tot noch lebendig, ihre Selbsttätigkeit ist streng kontrolliert, sie haben keine Selbstorganisation,

können sich nicht reproduzieren, sondern müssen stets erneut durch Arbeit produziert werden. Daher bedarf es auch keiner Mütterarbeit zur Herstellung solcher Maschinen...« (Raeithel 4/85, S. 53) Ich übergehe schon solche Kleinigkeiten wie die, daß die Beschreibung der Produktion von Maschinen hier annähernd richtig auch die Produktion von Kindern als *sozialen* Wesen beschreibt, so daß die anvisierte Differenz sehr fragwürdig wird, und konzentriere mich auf die Konsequenzen, die Raeithel aus dieser gelungenen Komposition zieht: In abermaliger Steigerung der Diffusität wird ein Eingreifen der 'Mütterarbeit' in den Bereich der Produktionsarbeit gefordert. Irgendwie, irgendwo, irgendwann soll 'Mütterarbeit' die scheintoten Maschinen verlebendigen. (Raeithel 4/85, S. 54) Der Hinweis darauf, daß die Schamanen noch 'Mütterarbeit' leisteten (ebd., S. 51), dürfte dabei ebenso lehrreich sein wie die Episoden von Mumford über 'humane Arbeit' im Neolithikum oder im ausgehenden Mittelalter.

Und außerdem sollen private Resservate, noch nicht technisierte Randbereiche, vom Zugriff der neuen Techniken geschützt werden. (Raeithel 6/85, S. 66) Während Raeithels Spekulationen über einen durch die Dichotomie von 'Mann' und 'Frau' bestimmten Geschichtsverlauf und über die Überlegenheit der 'Mütterarbeit' keinen empirischen Bezug haben, geht es hier eindeutig darum, daß die empirisch vorliegende traditionelle Familie, die Vor-Medien-Familie, die Familie aus dem Geiste unserer Großmütter und Urgroßmütter gegen das Vordringen der Informationstechniken verteidigt wird. Wie kann man denn diese Familie glorifizieren mit ihrem autoritären Vater, der bis zum Erbrechen seinen Kindern seine eigenen abgestandenen Erfahrungen und damit einen Horizont vermittelte, der buchstäblich bis zur nächsten Kirchturmspitze reichte, mit ihrer Mutter, die zu kuscheln hatte, mit ihren Kin-

dern, die zeitlebens blöd gehalten wurden usw. Die Waschmaschine, der Wäschetrockner, das Bügeleisen, der Elektroherd, die standardisierten Gerichte und andere 'scheintote' Maschinen haben mit zur Berufstätigkeit der Frau beigetragen. Beides zusammen hat mehr der Emanzipation der Frau gedient als alles Geschwätz aller Feministinnen aller Länder zusammengenommen. Rundfunk, Fernsehen und Video haben ebenfalls beträchtlichen Anteil an der Zerstörung der Idiotie des Familienlebens; und der Computer wird den Rest besorgen. Er wird bewirken, daß Kinder sich früher als gewöhnlich mit Mathematik und Technik beschäftigen, er wird ihnen frühzeitig das Denken in platten wahr-falsch-Alternativen austreiben, er wird sie den Wert des 'Debuggens' lehren (vgl. dazu etwa S. Paerts Ausführungen zur 'Schildkröten-Geometrie' und S. Turkles Erfahrungsberichte über jugendliche Programmierer), er wird alle Scheinautorität von Eltern und Lehrern nachhaltig untergraben; er wird mit dazu beitragen, daß alle oder doch fast alle Techniker und Ingenieure werden, daß somit die Arbeitsteilung überwunden und die Entfremdung in der Arbeit beseitigt wird. Warum sollte ich mich gegen solche grandiosen Perspektiven stellen? Nur, um Raeithels verstaubte 'menschliche Verbindung' zu konservieren? Freilich muß man leider auch, solange man im Kapitalismus lebt, eine Reihe von Widerwärtigkeiten in Kauf nehmen, die mit der kapitalistischen Durchsetzung dieses Fortschritts verbunden sind. Und man muß sie bekämpfen! Aber davon ist ja bei Raeithel nicht die Rede.

Was ist nun bei diesem ganzen zivilisationskritisch aufgeblasenen Idealismus herausgekommen? Raeithels letztes Wort ist die Verteidigung des 'Vertrauens' in technische Abläufe gegen die Kontrolle derselben. (Raeithel 6/85, S. 65) Damit hat Raeithel noch den letzten Rest von Sympathie verspielt, die ich seinem Unternehmen entgegen-

brachte. 'Kontrolle' besteht auf der rationalen Erkenntnis und Beherrschung von technisch-organisatorischen Strukturen und impliziert demokratische Mechanismen der Durchführung. 'Vertrauen' aber ist das Verhältnis des Untertanen zu seinem König, des Vasallen zu seinem Lehnsherrn, des Katholiken zu seinem Papst; 'Vertrauen' impliziert einen undurchschaubaren Rest, etwas, das nicht rational erkannt werden kann. 'Vertrauen' auf technisch-soziale Systeme ist eine unwissenschaftliche Haltung, sie bedeutet Verzicht auf rationales Erkennen und Beherrschen der objektiven Natur wie der technischen Welt. Muß man sich aber wundern über diese antiaufklärerische Tendenz bei einem Autor, der alle möglichen und unmöglichen Positionen 'probehalber' einnimmt, der noch die letzte Null zierte, wenn sie nur modebewußt daherkommt und auf aktuellen ideologischen Konjunkturen reitet, der auch einen Mumford zu seinen Gewährsleuten zählt, der u. a. geschrieben hat: »Die Gesellschaftsordnung des Mittelalters konnte nicht völlig mechanisiert und entpersonalisiert werden, weil sie auf der Anerkennung des höchsten Wertes und der Realität der Einzelseele beruhte, ein Wert und eine Realität, die sie mit gleichermaßen identifizierbaren Gruppen und korporativen Organisationen verbanden. Die Beziehung zwischen der Seele und ihrem Gott, zwischen dem Leibeigenen ... und dem Feudalherren, zwischen Lehrling und Meister, zwischen dem Gildenmitglied

und seiner Stadt, ja selbst zwischen dem König und seinem Volk war eine persönliche Beziehung...« (Mumford 74, S. 495/6)

Absch(l)uß

A. Raeithels Aufsatz ist ein Prototyp.

Er ist prototypisch für den Versuch, eine heilige Allianz zu schmieden aus katholischen Dunkelmännern und Marxologen psychoanalytischer Provenienz, aus Ökopropheten von der bürgerlich-arrivierten Sorte und Anarcho-Mystikern von der deprimierenden Sorte, für den Versuch, deren gemeinsames Lärmen gegen die Großtechnik zu vereinheitlichen und unter dem Banner des Feminismus zu integrieren.

Er ist prototypisch für den hältlosen Wunsch, durch Anpassung an die Zivilisationskritik diese nach links zu bewegen, für den Versuch, mit untauglichen geistigen Waffen das 'Vertrauen' in die Technik zu stärken oder wiederherzustellen.

Er ist prototypisch dafür, wie so etwas verunglücken muß, wie daraus ein ganz und gar schiefes Bild der Technik entsteht, wie die jeweiligen disparaten Gedankenstücke in eine unordentliche Harmonie gebracht werden.

Seinem Ruf 'Mütterliche Männer, verbindet Euch' setzen wir den Ruf entgegen 'Frauen und Männer, verdrückt Euch!', denn Raeithels anachronistischer Zug fährt in die falsche Richtung ab.

Literatur:

- A. Raeithel, DEBATTE 1/85: Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen, S. 29 ff.
- A. Raeithel, DEBATTE 4/85: Mütter, Väter und Wunschmaschinenkinder, S. 47 ff.
- A. Raeithel, DEBATTE 6/85: Gegen eine technozentrierte Verkürzung des historischen Materialismus, S. 63 ff.
- F. G. Jünger: Die Perfektion der Technik, Frankfurt 1953
- L. Mumford: Mythos der Maschine, Frankfurt 1974
- L. Klages: Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches (1926), Bonn 1958
- S. Papert: Mindstorms. Kinder, Computer und Neues Lernen, Stuttgart 1982
- S. Turkle: Die Wunschmaschine. Vom Entstehen der Computerkultur, Reinbek bei Hamburg 1984

Karl Hermann Tjaden

Bemerkungen zum Technikfetischismus von WRL

Ich will mich kurz fassen, verzichte auf eine Bewertung der Form seiner Auslassungen und beschränke mich hinsichtlich ihres Inhalts auf das Gröbste. WRL will in seinem Aufsatz (man muß annehmen, daß es sich um einen Mann handelt), will also in seinem Aufsatz »Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus« (Debatte 5/1985) darlegen, (1) daß es eine wesensmäßige Bestimmung der Produktivkräfte durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse nicht gibt, (2) daß eine andere als die im Kapitalismus entstandene Großtechnik nicht denkbar ist und (3) daß es die Steigerung der Arbeitsproduktivität durch Weiterentwicklung dieser Technik ist, was die geschichtliche Überlegenheit des Sozialismus ausmacht. Dazu folgendes:

(1) Mit der Abwehr des Gedankens, daß die vorhandenen Produktivkräfte in ihrem Wesen durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse bestimmt sind, möchte WRL der Kritik kapitalistischer Produktivkraftentwicklung, insbesondere der Kritik der darin einbegriffenen Großtechnik begegnen, wie sie uns zum Beispiel in der Rede von der »kapitalistischen Deformation der Produktivkräfte« entgegentritt. Er verzichtet auf eine Auseinandersetzung mit der marxistischen Diskussion dieses Problems, die sich vor allem in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren entwickelt hat, und verweist zur Begründung lediglich auf die Marx zugeschriebene »Position..., daß die Produktivkräfte die Produktionsverhältnisse determinieren.« (S. 12) Eine Ex-

plikation dieser beiden Kategorien, die in der Theorie von Marx und Engels keineswegs eindeutig bestimmt sind, sowie der unterstellten Determinationsbeziehung unterbleibt, obwohl doch die Vielfalt der klassischen Beschreibungen des Verhältnisses von Produktionsverhältnissen und Produktivkräften, die in Wörtern wie Entwicklungsform, Fesseln, Widerspruch, Sprengung u.s.w. anklingt, gebieterisch nach theoretischer Explikation verlangt. Diese würde letztlich wohl darauf hinauslaufen, das kapitalistische Verhältnis der gesellschaftlichen Produktions- und Klassenverhältnisse zum gesellschaftlichen Mensch-Natur-Verhältnis (das im Begriff gesellschaftlicher Produktivkraft seiner potentiellen Effizienz nach gefaßt wird) als Widerspruch zu begreifen. Dieses Denken eines Verhältnisses von Verhältnissen als Einheit und Gegensatz ist gewiß weniger einfach als das Ursache-Wirkungs-Denken, auf das WRL sich zurückzieht, aber es eröffnet den Marxisten immerhin die Möglichkeit, jene Wirkungen des kapitalistischen Mensch-Natur-Verhältnisses historisch-materialistisch zu begreifen, die die Ideologen der aktuellen ökologischen Krise abstrakt-idealistically beschreiben.

(2) Denn das ist ja das Ärgerliche am Aufsatz von WRL, daß er zunächst die gesellschaftlichen Produktivkräfte in der kapitalistischen Produktionsweise auf ihre großtechnischen Mittel reduziert und dann auch noch so tut, als ob ihn die ganzen theoretischen und faktischen Befunde über die menschen- und

naturwidrigen Konsequenzen dieser Technik nichts angehen, weil daran nur die kapitalistischen Anwender, nicht aber die formationsneutrale Beschaffenheit dieser Großtechnik schuld seien. Und dieses Argument ist ebenso falsch wie sein Komplement, daß eine andere als die kapitalistisch produzierte Großtechnik nicht denkbar sei. Daß beides falsch ist, wird von WRL unwillentlich bestätigt, wenn er als angeblich generelle Prinzipien einer jeden Großtechnik, ja sogar einer »jeden technischen Lösung« spezifisch kapitalistische technologische Prinzipien beschreibt; nämlich »die Steigerung der Arbeitsproduktivität« als »implizites Ziel jeden technischen Tuns«; die Übertragung menschlicher »Arbeitsleistungen auf Maschinen und Anlagen«; die »zweckmäßige Anwendung nomologischen Wissens«; schließlich die »Funktionalität« in Bezug auf »technikimmanente Ziele« (S. 16). Zweifellos kann man sich leicht technische, auch großtechnische Lösungen vorstellen, die durchaus anderen Prinzipien folgen. Denkbar sind beispielsweise die Grundsätze der Erhaltung von Naturreichtümern, der Ersetzung von Maschinenleistungen durch Naturleistungen, der zweckmäßigen Anwendung von Erfahrungswissen und der Entstörung von Mensch-Natur-Beziehungen. Wer auch einmal einen Blick in technikwissenschaftliche alternative Literatur geworfen hat, der weiß, daß mittlerweile beachtliche Mengen von Ingenieuren technologische Konzeptionen dieses Genres verfolgen. Aber das eigentlich Interessante ist nicht dieser Mangel an technologischer Phantasie bei WRL, sondern dessen Ursache, nämlich WRLs Hypostasierung der kapitalistischen Technik. Es ist ja das kapitalistische Verhältnis von Lohnarbeit und Kapitalverwertung und seine Entwicklung seit dem Kapitalismus der freien Konkurrenz, das die Fertigungstechnik (und die Technik bestimmter vor- und nachgelagerten Sphären der gesell-

lichen Produktion) ihrem Wesen nach auf die Steigerung des Stoff- und Energieaufwandes je Einheit lebendiger Arbeit, auch Arbeitsproduktivität genannt, getrimmt hat und dazu lebende Arbeit durch Maschinen effektiviert, durch Wissenschaft rationalisiert und auf die Warenerzeugung hin funktionaliert hat. Die kapitalistische Genese der modernen Produktionstechnik setzt sich bis heute (da mag man so viele weitere industrielle oder technische Revolutionen erfinden, wie man will) in spezifische Prinzipien dieser Technologie um, die WRL als generelle meint ausgeben zu können, weil er ihre ökonomischen Implikate nicht wahrnehmen und andere technologische Prinzipien nicht wahrhaben will. Das können wir auch als kapitalistischen Technikfetischismus bezeichnen.

(3) Solche Zivilisationskritik in der Manier abgehalfterter Altphilologen weist Du empört zurück? Du kennst schließlich das sozialistische Einmaleins? Außerdem bist Du für Weiterentwicklung der Produktivkräfte als fortschrittliche Praxis und für die umfassende Nutzung von Großtechnik in einer sozialistischen Gesellschaft? Gemaß, gemaß. Über den Sinn der Konsumtentrolle in Deiner vollverkabelten Bundesrepublik »unter sozialistischen Vorzeichen« (14) wollen wir uns mal nicht streiten, obwohl ich mir vorstellen kann, daß ich mir auch im Sozialismus ab und zu etwas kaufen möchte, was die Partei nichts angeht. Aber nehmen wir Deine Kernüberzeugung, daß »Weiterentwicklung der Technik ... letztlich Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit« bedeutet, und daß »nicht verworrene Ideen vom 'alternativen Leben', sondern die Arbeitsproduktivität ... letztlich über die Überlegenheit der Produktionsweisen entscheiden« wird. (23) Da haben wir es wieder: die Steigerung der Produktivkraft der Arbeit (nach Marx »der immanente Trieb und die beständige Tendenz des Kapitals«, MEW 23, S. 338)

als ureigenstes Ziel aller technischen Entwicklung; nun aber auch noch die Übersetzung dieses Ziels (sogar ungenauer: der Arbeitsproduktivität) in einen Erfolgsmaßstab für die sozialistische Produktionsweise. Das kommt daher, daß der Technikfetischismus des WRL (und einiger anderer Marxisten-Leninisten) nicht in der Lage ist, Arbeitsproduktivität als eine bestimmte Eigenschaft der Arbeit und prinzipiell einzelwirtschaftliche Größe von gesellschaftlicher Produktivkraft als einer bestimmten Eigenschaft der Gesellschaft und grundsätzlich gesamtwirtschaftlicher Größe zu unterscheiden. Diese Unterscheidung kann hier nicht

Die Grundschule, die wir in unserer Stadt erbaut haben und die allen offen steht, Kindern wie Erwachsenen, hat nur ein Fach. Das Fach heißt: Warum. Der Stundenplan unserer Schule lautet demgemäß: von acht bis neun Uhr: Warum, dann von neun bis zehn Uhr: Warum, dann von zehn bis elf Uhr: Warum, und so weiter, den ganzen Tag. Wir haben auch Abendkurse. Wir fühlen uns wohl und fragen uns nur noch: warum nur, warum? P.M.

Die Notizen von Bernhelm Booß und Glen Pate sind in Wirklichkeit mehr als Notizen. Es ist der Versuch, eine Systematik der Computerdiskussion zu entwerfen, man könnte auch sagen, die Gliederung eines Buches, das zur Zeit noch niemand zu schreiben vermag. Texte dieser Art zu publizieren, ist ungewöhnlich und geschieht in der Regel erst im Nachhinein, nach Abschluß des Werkes, als Teil der Werkgeschichte. Wir haben das Prinzip umgekehrt, auch wenn es die Lektüre nicht erleichtert. Die Autoren erhoffen sich davon Mitarbeit an ihrem Projekt, die DEBATTE auch.

Bernhelm Booß/Glen Pate

Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen

Die wachsende Fülle von Untersuchungen zu Einzelaspekten der Wirkungen der Informationstechnologie (IT) kann noch nicht den Bürgern in ihrer Gesamtheit, geschweige denn denjenigen mit Aufklärungs- und Erziehungsaufgaben als Orientierung dienen, sofern nicht ein treffender Blick auf die gesamte Breite der möglichen Wirkungsfelder vermittelt wird.

Wir wollen hier Felder abstecken, die bei einer fundierten Beurteilung Berücksichtigung finden müssen. Unsere Sichtweise ist geprägt durch in die 60er Jahre zurückreichende Erfahrungen im Umgang mit Computern auch in Hoch- und allgemeinbildenden Schulen, durch langjährige Wahrnehmung ehrenamtlicher gewerkschaftlicher Interessenvertretung und durch unsere aktuelle Beschäftigung mit praktischer Systementwicklung und ihren theoretischen Fundierung.

Uns fällt auf, daß der Stand der Diskussion in uns interessierenden Kreisen, bezeichnenderweise findet sie oft gar nicht statt, einen großen und noch wachsenden Abstand zur tatsächlichen Entwicklung erkennen läßt, was sich nicht selten in gleichermaßen unbegründeter Technikfeindlichkeit und Technikeuphorie äußert. Es erfüllt uns nicht mit Befriedigung, daß wir glauben, mitunter mehr Fundiertheit bei Äußerungen der Bundesministerien für Bildung und Wissenschaft oder in Werbematerialien z.B. des Ericssonkonzerns anzutreffen als bei nicht wenigen uns nahestehenden und zur Meinungsführung berufenen Diskussionsteilnehmern wie z.B. Lehrern, Hochschullehrern, Parteaktivisten.

Problem:

Entwicklung und Anwendung von IT werden schneller vorangetrieben als die gesellschaftliche Kenntnis der Auswirkungen. Die objektive Unwissenheit ist dadurch bedingt, daß die technischen Verhältnisse und deren Auswirkungen nicht stabil und nicht ausgereift genug sind, um die Erkenntnis der wesentlichen Sachverhalte und ihrer Wechselwirkungen zu erleichtern.

Dazu kommt die subjektive, vermeidbare Unwissenheit aufgrund von tatsächlichem Informationsmangel in Verbindung mit überheblicher, vermeintlicher Wohlinformiertheit, aufgrund mangelhafter Fähigkeit, Widersprüche zu ertragen und Resignation gegenüber der Komplexität, und aufgrund von Müdigkeit oder Faulheit. Deshalb

- Ablehnung, sich überhaupt mit IT zu beschäftigen. Skepsis gegenüber IT-Wirkungen durch Unterschätzung der Bedeutung.
- Bedingungslose Ablehnung von IT, Verzicht auf Vorteile und eigene Gestaltungsmöglichkeit und Warten auf IT-Einführung durch Dekret.
- Konzeptschwäche der Befürworter. Oft nichts da von neuen Erkenntnissen über Möglichkeiten und Schwierigkeiten.

Struktur:

- 1 Der Computer als Medium
 - 11 Sprache als wesenbestimmendes Element von Mensch und Computer
 - 12 Kodierung von Erfahrung
 - 121 Alltagsbewußtsein
 - 122 Künstliche Intelligenz
 - 13 Modellierung
 - 131 Einbetonierung
 - 132 Perverse Modellierung
 - 133 Algorithmitik
 - 14 Schnittstellen: Mensch als Systembediener/-Benutzer/-Gestalter
 - 15 Komplexität, Zuverlässigkeit, technische und soziale Beherrschbarkeit
 - 151 Probleme der Systemspezifikation
- 2 IT und Umwelt — Bereicherung und Verarmung
 - 21 Abschaffung der Privatsphäre. Wohnen in Konzernkontor und Amtsstube
 - 211 Überwachung im Betrieb
 - 212 Vernetzung der Wohnzimmer
 - 22 Militärische Nutzung. Abschaffung der Umwelt überhaupt
 - 23 Energie-, Rohstoff-, Arbeits- und Kapitaleinsparung durch IT
 - 231 Reiche kapitalistische Länder
 - 232 Dritte-Welt-Auswirkungen
 - 233 Sozialismus
 - 24 Information als Waffe — und als Aufklärung
 - 241 Gift, Gegengift, Impfung, Immunität
 - 242 Wissenschaftliches Denken und IT
 - 243 Information — Konsumgut der Zukunft
- 3 Arbeit und IT
 - 31 Büroautomation
 - 32 Industrieroboter
 - 33 Personalvertretungen und IT
 - 34 Prägung der Entwicklung der Technik, der Arbeitsinstrumente durch Herrschaftsverhältnisse
 - 35 Gestaltbarkeit der Ökonomie
- 4 Kinder und Computer
 - 41 Sozialisation. Computer und Schule
 - 411 Soziologie der IT-Wirkungen
 - 412 Allgemeine Informatik
 - 4121 Computergestützte Modelle — Leistungen und Grenzen
 - 413 Wirtschaftsinformatik
 - 414 Lernprogramme
 - 42 Heimcomputer, Spiele; Kinderhirne im Griff des Kapitals
- 5 Ethik: IT und Menschenwürde. Was darf der Mensch, was soll der Computer dürfen?
 - 51 Ist der Mensch dem Machtzuwachs durch IT gewachsen? Welche Risikobereitschaft ist ethisch vertretbar?
 - 52 Computer denken wie Menschen — Menschen denken wie Computer? Kann der Mensch seine Fähigkeit, sich den Computersystemen anzupassen, hinreichend zügeln?
 - 53 Warum eigentlich nicht totale Verweigerung, Sabotage, Maschinensturm?
- 1 Der Computer als Medium

Ein Computersystem, sei es ein persönlicher Computer oder ein weltumspannendes Netz von Supercomputern, tritt in der Form von Hardware und Software als ein Medium zwischen

Sender (Systemgestalter und Auftraggeber) und Empfänger (Bediener und Benutzer). Es ist die »vorläufig letzte Stufe der Entwicklung der technischen Mittel der Kommunikation« (in Anlehnung an Nake 1984):

- Sprache, Menschwerdung und Kommunikation: Medium Luft, Einheit von Ort, Zeit und Beteiligten;
- Schrift, Buch: Aufhebung der Einheit der Zeit;
- Telefon: Vollständige Aufhebung der Einheit des Ortes und annähernde Beliebigkeit der Beteiligten;
- Film, Fernsehen: Breiterer Kanal (intensivere Wirkung), weniger Wahlmöglichkeit (Passivität);
- Computer: Hohe Variabilität der Nachricht bei vollständiger Zersplitterung der Beteiligten in Gruppen von Systemgestaltern / Auftraggebern / Bedienern / Benutzern / Betroffenen; psychologische Verstärkung durch interaktive Gestaltung, d.h. Übergang vom Informationskonsum zur ungleich stärker das Bewußtsein prägenden Tätigkeit.

Die Besonderheit des Mediums Computer liegt darin, daß er ein die Außenwelt modellierendes Wesen ist, ein Träger von Modellen der Außenwelt. Dabei besteht die Nachricht nicht so sehr in den übermittelten Datensätzen und verwendeten Programmen, sondern in erster Linie in der Zielsetzung des Systemgestalters, in Laune und Herrschaft oder in Hilfe und Anleitung durch akkumuliertes Wissen.

Damit läßt sich das Verhältnis Mensch: Computer nicht als Schnittstelle Mensch: Maschine adäquat erfassen. Es handelt sich vielmehr um ein Mensch: Mensch-, genauer um ein Mensch: System-Verhältnis, um die Fragen: Welche Art von Modellen kann ein Computersystem tragen und welche Modelle wird ein bestimmtes Computersystem zu tragen veranlaßt, d.h. wessen Modelle?

Zwecke werden grundsätzlich von den gleichen Instanzen bestimmt, die auch sonst auf Grund gegebener Machtverhältnisse die Gestaltungsgewalt z.B. im Unternehmen innehaben. Auch in Bezug auf IT werden diese Verhältnisse mindestens so klar wie sonst im Unternehmen hervortreten — vielleicht sogar mit einigen durch die technische Eigenart bedingten besonderen Er schwernissen:

- In Reinheit totale Herrschaft über den Bediener; Verkürzung, Verstümmelung und Zerstörung von Tätigkeit, Sprache und Denken des Bedieners / Benutzers plus Erfassung aller Handlungen (siehe die Module 21 und 31).
- Für Systemgestalter ist es viel leichter, Systeme zu bauen, die Herrschaft ausüben, d.h. den Menschen zum Bediener degradieren, als solche, die sich den Benutzern als deren handhabbares Werkzeug darstellen. Gute Programme im letzten Sinn sind schwierig zu erstellen und so selten, daß einzelne Programme einen Weltmarkt erobern könnten.
- Wenn es schon auf Grund der Komplexität der Gestaltung von Computersystemen den Direktions schwerfällt, das Instrumentarium IT zu beherrschen, werden dann nicht Werk tätige noch weniger Einflußmöglichkeiten haben als sonst? Die Verteilung des Mehrwertes mag eine reine Machtfrage sein, zumindest solange es im Lohnkampf um bloße Zahlen geht, die größer oder kleiner gemacht werden können. Durch Hineinnahme der Komponente »Arbeitsplatzfragen« — wie gearbeitet wird in die Entlohnungssysteme erwächst der Tarifpolitik immer mehr Komplexität: Die Vorherbestimmung der Wirkungsweise einzelner Maßnahmen und die Abwägung von Vorteilen und Interessen ist bei der Aushandlung von allgemeinen Arbeitsbedingungen schon schwierig genug. Noch schwieriger von der Sache her ist es aber, auf die Gestaltung eines Computersystems Einfluß zu nehmen. Es ist eben kein Zufall, daß das »controlling« von EDV-Projekten zur Zeit noch — unabhängig vom Standort — als unbefriedigend gelöste Aufgabe angesehen werden muß.
- Gibt es aber nicht dennoch in der Wirklichkeit vielfältige, ganz und gar nicht zu verschmähende Möglichkeiten, auf die Gestaltung unterschiedlichster Einzelheiten zu Gunsten der Benutzer Einfluß zu nehmen, zumal wenn sie geschlossen vorgehen — und sei es auch nur, um das Tempo der Einführung einer neuen IT-Maßnahme mit absehbar ungünstigen Auswirkungen zu bremsen?
- Die positiven Einflußmöglichkeiten haben ihre reale Grundlage darin, daß die Systeme gerade von der neueren Technik her, die sich vielfach von den beschränkten Möglichkeiten der älteren Technik abhebt, viel menschenfreundlicher gestaltet werden könnten — als

Werkzeuge für Benutzer, um ihre Arbeit zu erledigen, anstatt davon beherrscht zu werden — wenn nur die Spezifizierung nicht isolierten Auftraggebern und Systemgestaltern überlassen wird, sondern der Gestaltung hinlänglich viel Aufmerksamkeit und Mitwirken der Benutzer und Bediener gewidmet und nicht verweigert wird.

- Tatsächlich ist die Unterstützung der Benutzermitwirkung bei der Systemerstellung zu einer Grundforderung moderner Systemgestaltung geworden, und zwar schon aus Unternehmersicht, weil viele Systeme als Folge von Schwächen der Schnittstellen Auftraggeber — Systemgestalter — Benutzer ihren Zweck verfehlten.

Die Systemfrage »Wessen Modelle und was für Modelle?« ist deshalb auf verschiedenen Ebenen zu untersuchen:

- Im Einzelbetrieb geht es um eine intensivere Auseinandersetzung um Modelle, die im Prinzip die des Unternehmers sind. Dabei ist zwischen Konflikten wegen Interessendifferenzen und Konflikten wegen Unkenntnis und Unfähigkeit zu unterscheiden.
- Jeder Lösungsansatz muß von einer Verbesserung der Kommunikation ausgehen und auf eine höhere Beherrschbarkeit des Mediums Computer setzen. Ohne Einflußnahme, die nicht eingeräumt oder nicht ausgenutzt wird, kommen Computersysteme auch zum Einsatz und zum Wirken — aber regelmäßig ganz anders als beabsichtigt.
- Beim »Controlling« von EDV-Projekten ist das beste erreichbare Ergebnis, Gestaltungsprojekte von Computersystemen nicht zu initiiieren, wenn sie nicht durchführbar sind; das zweitbeste Ergebnis ist es, solche Projekte frühzeitig resultatlos abzubrechen. Diese vornünftig kontrollierten Projekte entfalten jedoch keine Wirkung. Es sind vielmehr die Systeme, die irgendwie funktionieren, wenn auch, wie gesagt, erheblich anders als beabsichtigt, die unkontrollierten Projekte, die oft erst nach jahrelanger Plackerei abgebrochen werden, die die Wirklichkeit ausmachen.
- Diese beschränkte Funktionsfähigkeit von äußerst unvollkommenen Computersystemen stellt ein Kernproblem dar. Mängel werden als solche nicht sofort erkannt, noch werden erkannte Mängel eines irgendwie funktionierenden Systems in der Regel abgestellt; das Funktionieren macht es schwer, zwischen tatsächlichen und eingebildeten Erfolgen zu unterscheiden; wegen der Schwierigkeit der planmäßigen Pflege eines doch funktionierenden Systems setzt man auf einen Wechsel zwischen Nichtstun und scharfem Eingreifen. Diese Situation ist von der Schule her jedem bekannt: Selten wird nichts im Unterricht gelernt; häufig hingegen etwas ganz anderes als das im Unterricht Beabsichtigte. Auch der unglückselige Wechsel zwischen Nichtstun und scharfem Durchgreifen weist auf eine tiefe Analogie zwischen Problemen der Computersystempflege und Problemen der Schaffung von Lerngelegenheiten, auf die wir noch näher zu sprechen kommen. (Kinder und Computer schreien danach, geprägt zu werden).
- In der globalen Systemauseinandersetzung scheint auf Seiten des Sozialismus das defensive Kopieren vorzuherrschen; interessant wäre der Nachweis der Annäherung an eigenständige Modelle.

11 Sprache

- * Beschäftigung mit Entwicklung einer Disziplin « = » Untersuchung der Entwicklung der Fachsprachen.
- * F. Engels, Menschwerdung des Affen: Rolle der Arbeit und Prägung des Menschen durch Arbeitsinstrumente/Werkzeuge.
- * Antonio Gramsci, Notizen zur Sprache und Kultur.
- * Walter Benjamin: »Das Sagen ist nämlich nicht nur Ausdruck, sondern Realisierung des Denkens.«
- * Whorf: Man kann nur das denken, was in der Sprache vorgesehen ist. Sprachstrukturen prägen zumindest das Leicht-denkbare.
- * Schnittstelle Mathematik/Sprache. Chomsky-Piaget: Wo Überschneidungen, wo Gegensätze? Chomsky: Das Wesen der menschlichen Sprache zu erkennen, erfordert Mathematik. Welche ererbte Befähigung muß man dem Menschen zuschreiben, um seine hohe Lernfähigkeit zu erklären? Piaget: Die Entwicklung des Erkenntnisvermögens als Aufeinanderfolge von Gleichgewichten und Ungleichgewichten zwischen Assimilation und Akkommodation

- von beim erkennenden Subjekt vorhandenen (Handlungs-)Schemata und anzueignenden Gegenstandsbeschaffenheiten. Assimilation: Aneignung der Gegenstandsbeschaffenheiten gemäß der schon entwickelten Schemata; Akkommodation: Orientierung der Aneignung der Gegenstände an der Beschaffenheit der Gegenstände selbst, d.h. Fortentwicklung, Ersatz oder Ergänzung der Schemata. Verhältnis zu den Frames der »Artificial Intelligenz«?
- * Vorsicht mit Beurteilung von Spracherwerb: Bei natürlichen Sprachen uneingeschränkt positiv; bei Programmierungssprachen nicht so klar!
- * Welche Kriterien? Vielleicht so: Für Kinder nur solche Sprachen wählen, die auch auf nicht-mathematische Umgebung, auf menschliche Bedürfnisse orientiert sind. Jedenfalls sich nichts diktieren lassen; nicht
 - billige Herstellungskosten;
 - Erben der an bloßer Algorithmik orientierten Frühzeit;
 - überladene Sprachen: »Programmieren ist wegen der großen Zahl widerstreitender Zielsetzungen bei allen unseren Programmierprojekten komplex. Wenn unser Basiswerkzeug, die Sprache, in der wir unser Programm entwerfen und kodieren, ebenfalls kompliziert ist, wird die Sprache selbst zu einem Teil des Problems statt zu einem Teil seiner Lösung« (C.A.R. Hoares Warnung vor ADA, der neuen Haussprache des US Department of Defense).

12 Kodierung von Erfahrung

- * Literarisch: Erzählung;
- * Wissenschaftlich: Theorie, Gesetz;
- * Elektronisch: Programme, Daten, Computermodelle, Computersimulation (Computerexperimente).
- * Hauptfrage der Modellierung: Kodierung der Erfahrung durch viele Beziehungen und wenig Daten oder durch wenige Beziehungen und viele Daten?

121 Alltagsbewußtsein

- * Gelebte und gebrauchte Verfahrensvorschriften
- * Aber kein Grund im Alltag, darüber nachzudenken

122 Künstliche Intelligenz

- * Vorläufer Datenbankverwaltung und große numerische Programmpakete
- * Wissensspeicher, Expertensysteme

13 Modellierung

- * Kernfrage der Gestaltbarkeit von Computersystemen durch den Menschen: Modellierung der Außenwelt. Früher verkürzter Begriff mit Algorithmus im Zentrum.
- * Was ist ein Computer: Instrument zur Simulation. Kann auf Abruf Erfahrungsraum bereitstellen. Könnte eine pädagogische Erfindung sein; ermöglicht die Gestaltung von Erfahrungen — auch individuell verschieden oder gerade angepaßt. Mehr dazu im Kindermodul 4 (Kultur gesellschaftlich plus Kind individuell).
- * Piaget: Hauptproblem »Abbildung«, »Darstellung« — wie der Mensch seinen Lebensraum begreift, aus seiner Umgebung Begriffe formt.
- * Beachtlicher Gültigkeitsbereich der Lernpsychologie; über Schulsituation hinaus; entsprechend auch bei Systemspezifikation: Auch ein didaktisches Problem. Abbildung der Umwelt nicht in den Kopf des Kindes, sondern auf die Maschine.
- * Grundsätzlicher Zusammenhang, Didaktik-Anwendungen, aber Unterschied im Subjekt-Objekt-Verhältnis.
- * Wieder Sprachproblem: Modelle aus Begriffen, die in hohem Maße sprachgebunden sind.
- * Fortsetzung der Schöpfung: Mensch schafft sich sein Ebenbild in
 - Handhabungsautomaten;
 - Familien von Datenbanken.

131 Einbetonierung

- * Der konservative Aspekt: Stützung von bestehenden Strukturen und Einbetonierung. /Weizenbaum, Papert/.

- * Aber auch neue Qualität des Wandelbaren.
- * Machbarkeit und Black-Box-Abstraktion typisch für die Sicht von Auftraggebern und Benutzern von IT. Entscheidend ist vielmehr die Überprüfbarkeit der schwarzen Kästen.
 - Wie kann man die Menschen dazu bewegen, nicht-aufmachbare Systeme abzulehnen, auch wenn sie viel gekostet hatten?
 - Allgemeiner: Viele hinfällige Strukturen sind nur noch durch IT aufrechtzuerhalten.
 - Beispiel: Überzentralisierung z.B. in Großkonzernen wäre ohne IT-Stützung vielleicht schon vor langem zusammengesbrochen.
 - Grundlegend konservativer Zug in Ingenieurarbeit, im Machen von Handhabbarkeit: Originalität muß vermieden werden; eingeführte Techniken und Lösungen müssen verteidigt und bewahrt werden.
- * Zum Beispiel BASIC:
 - Schon 1968/Naur-Randell, NATO-Konferenz/ war diese Sprachenart als verfehltes Konzept erkannt. So nicht weitermachen!
 - Seitdem enorm entwickelt und etabliert. Kokain des leicht Machbaren.
- * Zusammenhang von Revolutionierung und Versteinerung. Paperts Beispiel: QWERTY-Schreibmaschinentastatur vernünftig für mechanische Typenhebel — unvernünftig für elektronische Textverarbeitung.

132 Perverse Modellierung

- * Maschine als Modell für Menschen
 - verkommene Sprache;
 - verkommenes Selbstbild.
- * Sh. Turkle, The Second Self (deutsch: Die Wunschmaschine — Vom Entstehen der Computerkultur): Wie beeinflußt der Computer die Art,
 - wie wir die Welt sehen;
 - wie wir uns selbst sehen.
- * Engels: Mensch nicht trennbar vom Bewußtsein seiner selbst.
- * Dramatik unüberschaubarer Veränderungen in Sprache und Tätigkeit.
- * Geht weiter als die elementare Frage, wie die Computer unmittelbar die Welt verändern.

133 Algorithmik

- * Will man den Menschen befähigen, den Computer zu beherrschen, statt sein Objekt zu sein, so ist zunächst das algorithmische Denken zu lehren.
- * NB: Elementare Bedeutung der Geometrie als Wissenschaft vom Lebensraum, dessen Ausschnitte und Beziehungen modelliert werden.
- * Folge der Ansätze
 - Euklid: Logik
 - Descartes: Arithmetik
 - LOGO: Algorithmus.
- * Algorithmisches Denken ist zwar die Voraussetzung, um Systeme abzuwandeln und für sich arbeiten zu lassen. Zur kritischen Beurteilung und schöpferischen, menschenfreundlichen Gestaltung von Systemen reicht es aber nicht und muß durch das Denken in Modellen ergänzt werden.

14 Schnittstellen: Mensch als Systembediener, -benutzer, -gestalter

- * Nicht Computer an sich, sondern Computer in Auftrag und Nutzung.

15 Komplexität, Zuverlässigkeit, technische und soziale Beherrschbarkeit

- * Möglichkeiten / Grenzen
- * Potential für Chaos wie nie zuvor; Softwarekrise: Verzögerungen und Zusammenbrüche in Auftragsabwicklung, Lohnbuchhaltung; vielfache Überschreitung von Kostenrahmen; Peinigung und Vergeudung menschlicher Arbeitskraft im großen Maßstab bei der Systempflege; fehlerhafte Prozeßsteuerung, Fehlalarme von Waffensystemen; »Computericles« in Partikelphysik und anderen Bereichen der Naturwissenschaften (computererzeugte Fehlinterpretationen der experimentellen Wirklichkeit). Deshalb heute z.B. noch täglich dreifaches Nachrechnen aller Buchungen im Bankwesen per Hand — wenn es ums Geld geht!

- * Grundlage für neuen Irrationalismus: undurchschaubaren, nicht-vorhersehbaren, übergewaltigen Mächten ausgesetzt. Plus Stärkung von Materialismus durch »Wahrheitskriterium« bei Modellierung.
- * Mächtigkeit der Modelle darstellen: Was kann der Computer?
- * Absichten der Auftraggeber: Was soll der Computer?

151 Probleme der Systemspezifikation

- * Überlegungen des »Software Engineering« haben einen beachtlichen Gültigkeitsbereich über Softwarekrise hinaus. Die Situation ist so sichtbar verfahren, daß sich immer mehr Praktiker umfassende Analysen wünschen, die sich zu lehrbaren Handlungsanweisungen komprimieren lassen. Die Inadäquatheit dieser ernsthaften Versuche der Vereinfachung liegt auch für den Praktiker auf der Hand; sich an mächtige Ideen, mit einer großen Mächtigkeit innerhalb eines begrenzten Gültigkeitsbereichs, zu halten, ist aber besser, als ohne lehrbare Methodik auskommen zu müssen und auf Genialität angewiesen zu sein.
- * Alternativen zum »Spaghetti«, zur spontanen, theorielosen Gestaltung undurchschaubarer Systeme, durch methodisch bewußte Anwendung von erlernbaren Denkweisen einer gewissen Mächtigkeit; z.B. (i) festlegen, welches interne Modell in dem System verkörpert werden soll; (ii) bestimmen, was das System leisten und welche Entwicklungsfähigkeit es haben soll. Insbesondere

— Pflichtenheft (Requirements Specification)

— Daten- und Programmentwurf (Design Specification)

- * Michael Jackson 1: Leichtigkeit der Gestaltung = spätere Schwierigkeiten der Pflege = Verzicht auf sachlich adäquate Zerlegung in Module und Festlegung der Beziehungen.

- * Michael Jackson 2: Wer soll die Systemspezifikation durchführen?

- Techniker sind zu sehr Bastler und streben zu sehr nach Originalität und Optimalität.
- Betriebswirte sind oftmals übereifrig und berücksichtigen nicht die Notwendigkeit der Akzeptanz. Vgl. auch / Ericsson, Bürokommunikation, S. 48: »Akzeptanzproblem die größte Hürde«/, aber auch die Anzeigenkampagne des U.S. Department of Labor über Zusammenarbeit am Arbeitsplatz, z.B. in / Byte 10,7 Seite 420/.

- * Rapid Prototyping, um Zuverlässigkeit dadurch zu erhöhen, daß im weiten Kreis Mitgestaltung ermöglicht wird.

- * Sonderproblem der administrativen Datenverarbeitung: Revisionsfähigkeit finanzieller Transaktionen erfordert Starrheit der Instrumente und verbietet damit gerade ihre variable Gestaltbarkeit.

- * Analogie zur Piagetschen Pädagogik: Modellierung der Wirklichkeit und theoretisch-empirischer Schemata
 - beim Lernen im Kopf des Kindes;
 - bei der Systemgestaltung im Computer.

2 IT und Umwelt — Bereicherung und Verarmung

21 Abschaffung der Privatsphäre. Wohnen in Konzernkontor und Amtsstube

211 Überwachung im Betrieb

- * Am Arbeitsplatz: Erfassung aller Benutzer- / Bedienerhandlungen
- * Personalinformationssysteme.

212 Vernetzung der Wohnzimmer

- * Produzent
- * Kunde
- * Verwaltungsobjekt.

22 Militärische Nutzung. Abschaffung der Umwelt überhaupt

- * /Booß-Coy 1985/ Präzision, Miniaturisierung, Genauigkeit, Massenproduktion; Unzuverlässigkeit.
- * Gibt es gar nichts Positives? Rüstungskontrolle, -begrenzung, Abrüstung, alternative Sicherheitspolitik durch IT?

23 Energie-, Rohstoff-, Arbeits- und Kapitaleinsparung durch IT.

- * Systemvergleich in globaler Betrachtung.

231 Reiche kapitalistische Länder

- * Im Kapitalismus destabilisierend, subversiv, weil alle Faktoren gespart werden: Arbeitskraft, Kapital, Rohstoffe, Energie, alles.
- * Beispiel: Ein Unternehmer finanziert heute Innovationen aus Abschreibungen seiner alten Anlagen. Mehr braucht er nicht. Gefährdung der Einsatzmöglichkeiten des Kapitals. War schon in der Vergangenheit schwierig, Anlagemöglichkeiten für seine Gewinne zu finden. Jetzt verschärft: Gesucht Anlagemöglichkeiten für seine Einsparungen. Können auch nicht in Energieerzeugung übergeführt werden, weil da ebenso geringer Bedarf.
- * Anschauungsmaterial: Ersetzung eines alten Fernsehapparates durch einen neuen; einer mechanischen/elektrischen Schreibmaschine durch Textverarbeitung, teurer Fahrten durch billigere — und vor allem durch alternative billige Nachrichtenübermittlung.
- * Historische Mission des Kapitals hinfällig. Antrieb zur Produktivitätssteigerung heute stärker von Informationsmitteln als vom Kapital. Darin gerade Hauptschwierigkeit für Finanzkapital.

232 Dritte-Welt-Auswirkungen

- * Könnte positiv sein, weil sparsam. Kann Dritte Welt an ganzen Generationen schwer umweltbelastender Industrieevolution vorbeilaufen, ganze Epochen, enormen Rohstoffverbrauch überspringen?
- * Vertiefung der internationalen Ungleichheit und verstärkte Abhängigkeit der Dritten Welt?
- * Fallstudien Indien, Hongkong/Singapur, Nicaragua.

233 Sozialismus

- * Beispiel DDR: Auffallend viele Bereiche nicht betriebswirtschaftlichen Überlegungen unterworfen, teilweise beklagenswert, teilweise vorbildlich. Reduzierung der Arbeit auf »vornehmstes Bedürfnis des Menschen«. Aktualität des utopischen Denkens /Frank Deppe/.
- * Warnung: Kapitalwirtschaft aber verlangt immer nach mehr. Ein Unternehmensvorstand mit dem Auftrag, Produktion, Verbrauch, Investitionen und gar Gewinne jährlich um 10 Prozent zu senken, fände keine Hilfe in den gängigen Lehrbüchern. Anders für die reichen, europäischen sozialistischen Länder: Besteht wirklich eine historische Notwendigkeit, dem Gesetz »mehr« weiter zu folgen?
- * Anfrage an Radio Jerewan: »Stimmt es, daß der Kapitalismus unaufhaltsam dem Abgrund der Geschichte entgegenrast? ... Stimmt es, daß wir den Kapitalismus bis 19.. eingeholt haben?« — War nicht die Preisgabe der Walter-Ulbricht-Parole »Überholen ohne einzuholen« kleinmütig-voreilig?
- * Beispiel VR China: In jüngster Vergangenheit Aufträge an US-Konzerne (Wang und Bourroughs) zur Errichtung von mehreren Fabriken zum Lizenzbau modernster Kleincomputer. Verzicht auf (modernste) ausländische IT wäre möglich gewesen, aber einfach zu teuer.
- * Mehr zum Thema bei / Gorbatschow/. Dort auch zur welthistorischen Bedeutung, Ausstrahlung für Befreiungsbewegungen und Dämpfer für militärische Überlegenheitsstrategien; aber auch Trägheitsfrage; Sozialismus nach Befriedigung der Grundbedürfnisse zu stabil, um dynamisch zu sein?

24 Information als Waffe — und als Aufklärung

241 Gift, Gegengift, Impfung, Immunität

- * Die Verfügung über IT verstärkt die Möglichkeit, Informationen als Aufklärung oder als Verdummungswaffe einzusetzen.
- * Wieso wurden die Menschen durch Funk und Fernsehen nicht so verblödet, wie vorhergesagt? Wo bleibt aber auch die Massenaufklärung?

242 Wissenschaftliches Denken und IT

- * Sind Berufssintellektuelle, die kluge Artikel über IT-Wirkungen auf Sprache, Denken und Tätigkeit weniger belesener Arbeiter und unwissender Kinder lesen oder schreiben, eben diese IT-Wirkungen vielleicht nicht minder ausgesetzt?
- * Geben die Wissenschaften ihre eigene rationale Tradition preis, um Arbeitsweisen aus der Frühzeit der Computerei, deren Scheitern wie beim Prinzip »Basteln und Zurechtflicken« schon längst offenkundig geworden ist, zur Grundlage ihrer eigenen Arbeit zu machen?
- * Beispiel Pragmatismus: Wie Positivismus Bewußtlosigkeit in intellektueller Verbrämung. Kein Reflektieren der eigenen Arbeitsweise.
- * Innermathematischer und außermathematischer wissenschaftlicher Charakter von mathematischen Modellen und Glaubwürdigkeitsproblem: Zuverlässigkeit, Nachprüfbarkeit, Wahrheit.

243 Information — Konsumgut der Zukunft

3 Arbeit und IT

31 Büroautomation

- * Hauptproblem: extreme Verwaltungsaufteilung — entweder stützen (betonen) oder überwinden (Mischarbeitsplätze). Letzteres positiv wegen Überwindung der Zerstückelung, der Monotonie; hat aber einen noch größeren Rationalisierungseffekt, Arbeitslosigkeit, Verängstigung.
- * Hier dringend Systemvergleich.
- * Produktivitätszuwachs erst aus Akzeptanz durch Belegschaft; Hardware- und Softwareergonomie.
- * Fallstudie Versicherungswirtschaft/Attwell-Rule-Studie/: Kein einheitliches Bild über die Änderungen der Arbeitsqualifikationen erhältlich.

32 Industrieroboter

- * Coy 1985: Ausmaß und Tragweite der »Zweiten Schöpfung«.
- * Unterschied zwischen Büroautomation und Handhabungsautomaten. Es scheint, daß für entwickelte kapitalistische Länder Automation der geistigen Arbeit, der Kommunikation und Information, die »Handhabung der Gehirne« z. Zt. Vorrang hat. Hier größere Einsparungen, wenn man mit einem PC hoffen darf, einen kaufmännischen Angestellten wegzu rationalisieren, anstatt ein Vielfaches aufwenden zu müssen, um Arbeiter durch Roboter zu ersetzen.
- * Alternative für materielle Produktion in Verlagerung der Produktionsstätten in Billig-Lohn-Länder. Anders für sozialistische Länder. Vielleicht deshalb dort so eindeutig Hauptinteresse an Industrierobotern? Dogmatische Orientierung an unmittelbarer materieller Produktion für Bestimmung der Hauptrichtungen des wissenschaftlichen Fortschritts? Scheu vor harten Diskussionen und Maßnahmen? Oder bei uns unter der Decke des IT-Rummels Vorbereitung weitreichender Neuinvestitionen in Automation der materiellen Prozesse?

33 Personalvertretungen und IT

- * Was kann ein kompetenter Betriebsrat und was kann er nicht, auch wenn er nur aus lauter Informatikern besteht.
- * Beispiel Personaldaten
 - Datenerfassung typischerweise neutral: »Kunst entsteht erst im Auge des Betrachters« — Daten werden erst brisant, wenn Ziel vorliegt.
 - Einweihung des Betriebsrates in Zielbestimmung von Fall zu Fall nötig. Voraussetzung mindestens paritätische Mitbestimmung. Alles andere ist Geschwätz.
 - Elektronische Abrufkontrolle technisch möglich; detailliertes Systemprotokoll in vielen Betriebssystemen nicht vorgesehen; überhaupt ist in der Regel bei komplexeren Systemen nur das mit einem vertretbaren Aufwand und einer gewissen Erfolgsaussicht machbar, was die Gestalter der Betriebssysteme und ihre Auftraggeber in den US-Metropolen der Elektronikkonzerne vorgesehen haben. Dazu gehört nun einmal nicht der Schutz von Belegschaften gegen mißbräuchliche Anwendung ihrer Personaldaten. In der Praxis könnte

- jede Unternehmensleitung den Betriebsrat mit Papierbergen erschlagen oder mit Informationsfluten von Abrufregistern überschwemmen, die Hälfte der Belegschaft müßte vielleicht mitlesen, um die Spur eines jeden Abrufs von Personaldaten zu verfolgen.
- * Kein Glaubensbekenntnis mit anderem bekämpfen! /WRL/. Kein naiver Technikoptimismus! Niemand kontrolliert das Ding — bestimmt kein Betriebsrat!

34 Prägung der Entwicklung der Technik, der Arbeitsinstrumente durch Herrschaftsverhältnisse

35 Gestaltbarkeit der Ökonomie

- * Es gibt keine Probleme in der BRD, die auf einen Mangel in der Produktivität der Arbeitskraft rückführbar wären.
- * Für eine starke größere Wirtschaft ist es durchaus möglich, sich der Konkurrenz des Weltmarktes zu entziehen. Die Abschirmung der EG-Landwirtschaft führte bisher bekanntlich nicht zum Mangel an den einschlägigen Lebensmitteln. (Die bekannten Probleme, die durch den dogmatischen Verzicht auf Planwirtschaft in diesem Bereich entstanden sind, bilden hier nicht unser Thema).
- * Die eigentliche Stärke Japans z. B. beruht gerade auf der durch die Abschirmung der eigenen Wirtschaft vom Weltmarkt gewährleistete Gestaltbarkeit, womit in Verbindung mit dem geringeren Aufwand für Rüstung eine günstige Grundlage für die staatsmonopolkapitalistische Planwirtschaft in den entscheidenden Sektoren geschaffen wurde. Japan steht damit im deutlichen Kontrast zu bedenkenlosen und schrankenlosen Außenhandelsabhängigkeit, die für die Bonner Politik seit Gründung der BRD charakteristisch ist.

4 Kinder und Computer

- * /Papert/ Kinder lernen, geeignete Computer zu beherrschen, anstatt sich von ungeeigneten beherrschen zu lassen, indem sie mächtige Methoden lernen, die auch außerschulische Anwendungen haben.
- * Haltungen: Skeptiker, Kritiker, Optimisten. Und reaktionär/progressiv und kompetent/in-kompetent.

41 Sozialisation. Computer in der Schule

- * Weizenbaum: Erst Thema, wenn sichergestellt ist, daß alle Schüler schreiben und lesen lernen und daß Lehrer sich mit neueren Entwicklungen von IT vertraut zu machen bereit sind.
- * Ist nicht Frau Wilms in ihrer Stellungnahme zu Computern und Schule eigentlich humanistischen Traditionen näher als technikfeindliche vermeintliche Humanisten? Auf jeden Fall ist sie näher an den Vorstellungen von Karl Marx zur allgemeinbildenden polytechnischen Schule.
- * Gesellschaftliche Aufgabe: Positiven Einfluß auf Kopf des Kindes sichern/stützen.
- * Begriff von Rolle des Computer vermitteln — für alle —; Lenkung von Computern erlernen — für viele —; Bau- und Funktionsweise von Computern verstehen — für manche —; drei ineinander greifende Ebenen der Allgemeinbildung und der Berufsvorbereitung. (Ebenso wie beim Auto?) Realisierung des Programms »für alle« erfordert für alle Teilrealisierung der Programme »für viele« und »für manche«.

411 Soziologie der IT-Wirkungen

- * Für Auto sind Wirkungen/Möglichkeiten/Gefahren spontan durch Alltagserfahrung zu erkennen; daß es Geld kostet, transportiert und sich und andere beschädigt.
- * Für IT sind viele Wirkungen nicht spontan erfassbar.
- * Plamäßiges, koordiniertes Lernen mit Erfolgskontrolle zurecht legen.
- * Inhalte den jeweiligen Fächern zuordnen; nicht in Ecke »Informatik« abstellen.
- * Rekursiv. Hier von oben wieder starten!

412 Allgemeine Informatik

- * Nicht beim Algorithmikgesichtspunkt stehen bleiben: jetzt Schwerpunkt auf Modellierung (und Sprache).
- * Vorsicht vor zuviel Gewicht auf Bits und Bytes. Auch eine Kurzeinführung in Assembler

vermittelt für die meisten Zwecke hinreichende Einsicht in die materiellen Grundlagen der IT.

4121 Computergestützte Modelle — Leistungen und Grenzen

- * Relevanz trotz oder durch Abstraktion und Konstruktion.
- * Welcher Typ von Glaubwürdigkeit, wenn eine Kontrolle nur noch empirisch über Datenmengen, und nicht mehr theoretisch erfolgen kann.
- * Kontinuität und Diskontinuität im Verhältnis zum Paradigma der klassischen mathematischen Physik, z. B. der Newtonschen Himmelsmechanik.

413 Wirtschaftsinformatik

- * Konkrete Erfahrungen vermitteln. Sonst bleiben »Soziologie der IT-Wirkungen« und »Allgemeine Informatik« zu freischwebend.
- * Gegenpol zu Reaktionsspielen und BASIC-Fummeli.
- * Bürokommunikation: Telefon, (Telex), DatexP, DatexL, BTX.
- * Büroautomation: Weitverbreitete Werkzeugprogramme (Textverarbeitung, Datenbankverwaltung, Tabellen-Modellierungsprogramme), die den Einzug von persönlichen Computern in die Büros begleiteten und motivierten, können Lernprozesse in der Sekundarstufe I/II nicht weniger wirksam unterstützen als die Verwaltungsarbeiten in den Kontoren.

414 Lernprogramme

- * »Think like a computer«: Verzicht auf die Nutzung von auf der Grundlage der Skinnerpsychologie gestalteten Lernprogrammen innerhalb ihres recht beschränkten Gültigkeitsbereiches ist nicht klüger als Skinners maßlose Überschätzung des Gültigkeitsbereiches.

42 Heimcomputer, Spiele; Kinderhirne im Griff des Kapitals

- * Berge von Unrat/wenig Perlen. Kaum gesellschaftliche Kontrolle. Aufgabe der Eltern, aller Erwachsenen, das Schlimmste zu verhüten.
- * Spiele?

5 Ethik: IT und Menschenwürde. Was darf der Mensch, was soll der Computer dürfen?

51 Ist der Mensch dem Machtzuwachs durch IT gewachsen? Welche Risikobereitschaft ist ethisch vertretbar?

52 Computer denken wie Menschen — Menschen denken wie Computer? Kann der Mensch seine Fähigkeit, sich den Computersystemen anzupassen, hinreichend zügeln?

53 Warum eigentlich nicht totale Verweigerung, Sabotage, Maschinensturm?

- * Die klassische Ablehnung der Maschinenstürmerei muß neu durchdacht werden/Kuczynski/:
 - Maschinensturm im Sinn der Beseitigung vorhandener Technik müßte als Strategie freilich schon daran scheitern, daß wohl kaum jemand sagen könnte, auf welchem früheren Stand der Technik zurückgegriffen werden sollte und wie der z. B. in Westeuropa wieder herzustellen sei. Wohl infrage kommt es dagegen, der weiteren Einführung neuer Technologie entgegenzutreten, solange die Wirkungen nicht übersehbar sind oder überwiegend negative Wirkungen befürchtet werden müssen.
 - Neu ist, daß durch IT nicht so sehr historisch-technologisch überlebte Berufsgruppen abgeschafft werden — wie vor 180 Jahren bei den Webern — sondern Schichten radikal dezimiert werden, bei denen es — wie bei der Arbeiterklasse und der Intelligenz — keinen Zweifel an der Notwendigkeit ihrer weiteren Existenz gibt und deren nicht-arbeitslose Mitglieder zum Teil fortwährend stärker im Beruf belastet werden.
 - Neu ist auch, daß eine durchgreifende, effektive Sabotage aller den Frieden, die Gesundheit, die berufliche Sicherheit oder die Persönlichkeitsentwicklung gefährdender Informationstechnologien moralisch, vom Standpunkt der Produktivkraftentwicklung und der Zukunft der Menschheit nicht verwerflich erscheinen muß, da der technische Fortschritt im sozialistischen Teil der Welt seinen — langsam — Gang nimmt, zumindest

ohne daß Arbeitslosigkeit entsteht. Maschinensturm in der kapitalistischen Welt setzt also nicht den Fortschritt der Menschheit auf Spiel.

- * Die Möglichkeiten zur Sabotage bei Einführung und Bedienung von Computersystemen sind unermeßlich und werden heute schon vielfach praktiziert — z. B. oft und in der BRD besonders auffallend auf der mittleren und höheren Leitungsebene in Unternehmen und Verwaltungen mit der »größtenteils restriktiven Einstellung der Manager« (Ericsson, S. 48). Einen rechtlichen Rahmen für dilatorische Sabotage oder Verweigerung bietet übrigens bei einer Vielzahl von betrieblichen Neuerungen die neue Entscheidung des Bundesarbeitsgerichtes, die eine Zustimmung des Betriebsrates erforderlich macht, wenn durch die Neuerung oder im Zusammenhang mit ihr persönliche Daten der Arbeitstätigkeit des Personals erfaßt werden — was der Natur der Sache nach sowohl bei Sachbearbeitungen wie bei Systementwicklung/-pflege in der Regel erforderlich sein wird.
- * Kaum allgemeingültige Rezepte zu erreichen; wieder ein Beispiel für die oft schwer zu ertragende Widersprüchlichkeit der Wirklichkeit. (Es wäre so schön mit klaren Lösungen.) Sicher muß man konkret unterscheiden zwischen Situationen
 - wo wir bremsen müssen, wie wir nur können: Das gilt insbesondere bei dem gesamten Bereich der Überwachung, beim Sammeln von Informationen über Personen. Vielleicht aber auch für alle die Bereiche, wo Arbeitsplätze aus reinem Unternehmerübermut weg rationalisiert werden, ob im Kundenkontakt von Einzelhandel und Banken oder bei der vollständigen Automatisierung von Telefonzentralen.
 - wo die Einführung von IT auch für die gesellschaftliche Wirklichkeit der BRD positive Aspekte haben kann wie vielleicht bei der Einführung der modernen Drucktechnik, ohne die es kaum zum Aufschwung der kleinen Verlage und zur für die linke Publizistik entscheidenden Rentabilität von Kleinauflagen kritischer und programmatischer Schriften gekommen wäre.
 - wo Computersysteme wie die elektronische Lagersteuerung der Verschwendungen materieller Güter entgegentreten und von menschenunwürdigen, stumpfsinnigen Arbeiten befreien, was zunächst nur die Großkonzerne begünstigt, aber real auch heute schon dem 150jährigen Kampf für die Verkürzung des Arbeitstages Auftrieb und materiellen Gehalt verleiht. Dieser Gesichtspunkt mag im Sozialismus nicht so wichtig erscheinen, weil dort die Hauptlinie der gesellschaftlichen Entwicklung darauf gerichtet ist, die Arbeit zum vornehmsten menschlichen Bedürfnis zu machen. Die gemütliche Ausgestaltung des Arbeitstages ist aber im Kapitalismus nicht erreichbar, wo die meisten Menschen erst nach der Arbeit anfangen, Mensch zu werden — wenn sie dann überhaupt noch Energie haben. Deshalb muß der Arbeitstag verkürzt werden. Es wäre sehr problematisch, neue Technologien aufzuhalten, die diesem Ziel direkt oder indirekt dienen oder es unterstützen.
 - Verzögerung, Behinderung, Verweigerung, Sabotage lassen sich nicht von der Studierstube, durch eine Bürgerinitiative oder aus dem Gewerkschaftshaus verordnen oder verhindern. Die Menschen werden selbst herausfinden und herausfinden müssen, wo neurologische Punkte sind, an denen Widerstand auch unter persönlichen Opfern und Risiken geleistet werden muß — und wo nicht.

Quellenhinweise/Unterrichtstexte

- 1 Hofstadter, Douglas R.: Gödel, Escher, Bach — Ein endlos geflochtenes Band, Klett-Cotta, Stuttgart, 1985 (orig.: Gödel, Escher, Bach: An ETERNAL Golden Braid — A Metaphorical View on Minds and Machines in the Spirit of Lewis Carroll, Basic Books 1979, Penguin 1980); Nake, Frieder: Schnittstelle Mensch-Maschine, Kursbuch 75, 1984, S. 109-118.
- 11 Benjamin, Walter: Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgew. Schriften 1920-1940, Philipp Reclam jun., Leipzig, 1984; Gramsci, Antonio: Notizen zur Sprache und Kultur, Hrsg. und Einleitung Klaus Bochmann, Gustav Kiepenheuer, Leipzig, Weimar, 1984; Hoare, C. A. R.: Der neue Turmbau zu Babylon. Rede zur Verleihung des Turing-Preises 1980, Kursbuch 75, 1984, S. 57-73 (Orig.: The Emperor's Old Clothes. Turing Prize Address, Comm. ACM 24, 2 (1981); Whorf, Benjamin Lee: Language, Thought & Reality. Selected Writings. M.I.T. Press, Cambridge, Mass. 1956 (deutsch: Sprache, Denken, Wirklichkeit. rororo Reinbek 1963))
- 122 Schank, Roger und Hunter, Larry: Artificial intelligence: The quest to understand thinking, Byte 10, 4 (April 1985), S. 143-155.
- 131 Naur, Peter/Randell, Brian: Software Engineering. NATO Conference Report, Garmisch, 7-11

- Oct 1968, NATO Brüssel 1969/Petrocelli 1975; Weizenbaum, Joseph: Kurs auf den Eisberg, Pendo Verlag, Zürich, 1984.
- 132 Turkle, Sherry: Die Wunschmaschine. Vom Entstehen der Computerkultur, Rowohlt Verlag, Reinbek 1984 (orig.: *The Second Self. Study of Human Interactions with Computers*, Simon & Schuster, New York, 1984).
- 133 Otte, Michael: Computer und menschliches Denken, Düsseldorfer Debatte, 4/85, S. 34-40.
- 151 Ericsson BRD (Hrsg.): Bürokommunikation — Werbebrochure — Ericsson, Stuttgart, 1985; Jackson, Michael A.: *Principles of Program Design*, Academic Press, London, 1975; U.S. Dept of Labor: America works best when Americans work together — Anzeige BYTE 10,7, 1985, S. 420.
- 2 Kubicek, Herbert u. Rolf, Arno: Mikropolis. Mit Computernetzen in die »Informationsgesellschaft«, VSA-Verlag, Hamburg, 1985.
- 21 Myrell, Günter (Hrsg.): Daten-Schatten. Wie die Computer dein Leben kontrollieren, rororo aktuell, Reinbek, 1984.
- 22 Booß, B. u. Coy, Wolfgang: Computer für den Krieg, in: Das andere Computerbuch, Hrsg. G. von Randow, Weltkreis-Verlag, 1985, S. 173-198. Lindner, R., et al.: Planen, Entscheiden, Herrschen. Vom Rechnen zur elektronischen Datenverarbeitung, Deutsches Museum, München, und rororo, Reinbek 1984.
- 23 Deppe, Frank: Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung, Pahl Rogenstein, Köln, 1984; Tschernenko, K./Gorbatschow, M.: Dem 27. Parteitag entgegen. Auf das Niveau der Anforderungen des e. Sozialismus, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M., 1985.
- 24 Steinbuch, Karl: Maßlos informiert. Die Enteignung unseres Denkens, Goldmann Taschenbuch, München, 1979.
- 3 Briefs, Ulrich: Informationstechnologien und Zukunft der Arbeit. Mikroelektronik und Computer-technik. Politisches Handbuch, Pahl-Rogenstein Verlag, Köln, 1984; Rügemer, Werner: Neue Technik — alte Gesellschaft. Silicon Valley: Zentrum der neuen Technologie in den USA. Pahl-Rogenstein Verlag, Köln, 1985.
- 31 Attewell, Paul u. Rule, James: Computing and Organizations: what we know and what we don't know, Communications of the ACM 27,12 (1984), S. 1184-1192.
- 32 Coy, Wolfgang: Industrieroboter. Zur Archäologie der zweiten Schöpfung, Rotbuch Verlag, Berlin (West), 1985.
- 33 Raeithel, Arne: Gegen eine technozentrierte Verkürzung des historischen Materialismus. Düsseldorfer Debatte 6/85, S. 63-66; WRL: Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus, Düsseldorfer Debatte 5/85, S. 12-23.
- 34 Ebermann, Thomas und Trampert, Rainer: Die Zukunft der Grünen — Ein realistisches Konzept für eine radikale Partei, Konkret Literaturverlag, Hamburg 1984; M. S. Gorbatschow: Rede auf dem Aprilplenum 1985, in: Neues Deutschland, 24.4.84 und UZ, 25.4.85 referiert.
- 4 Eurich, Claus: Computerkinder. Wie die Computerwelt das Kindsein zerstört, rororo aktuell, Rowohlt, Reinbek, 1985; Mahr, Bernd: LEGO, LOGO und die Aufklärung, Kursbuch 80, 1985, S. 103-117; Papert, Seymour: Gedankenblitze. Computer, Kinder und Neues Lernen. Mit Nachwort v. H. Löthe, rororo Computerbuch, Rowohlt, 1985 (orig.: *Mindstorms. Children, Computers and Powerful Ideas*, Basic Books/Harvester Press 1980; deutsche Erstausgabe: *Mindstorms. Kinder, Computer und Neues Lernen*. Mit Vorwort von M. Otte, Birkhäuser Verlag, Basel-Stuttgart 1982)
- 41 Abelson, Harold: Einführung in LOGO, übersetzt und bearbeitet von Herbert Löthe, IWT Verlag, München, 1985; Hoppe, H. U.: LOGO im Mathematik-Unterricht. Dissertation, Uni Tübingen, IWT-Verlag, München, 1984; Hurrelmann, Klaus: Die Arbeitslehre gehört in jedes Klassenzimmer... Computer in der Schule, Frankfurter Rundschau, 11. Juli 85, S. 13; Marx, Karl: Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrates zu den einzelnen Fragen. In: Marx-Engels, Werke, Band 16, Berlin 1973; S. 190-199; Wilms, Dorothee, BM f. Bild/Ws.: Schule und Computer, micro computer colleg 2/85, S. 3.
- 412 Lutz, Theo: Grundlagen der Datenverarbeitung. Der Computer und seine Möglichkeiten. IBM Deutschland GmbH, Stuttgart 1981.
- 4121 Grün, Josef und Wiener, Detlef: Objektivität, die keine ist. Leistungen und Grenzen computergest. Weltmodelle, Blätter f. d. u. int. Politik 6/85, S. 746-755.
- 413 Blume, Dieter und Hecher, Oskar: Der Wirtschaftsinformatiker. Lehrgangsempfehlungen/Rechtsverordnung, Bundesinstitut f. Berufsbildung, Berlin und Bonn, 1984.
- 5 Weizenbaum, Joseph: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1977 (orig.: *Computer Power and Human Reason*, Freeman, 1976)
- 53 Kuczynski, Jürgen: Kapitalismen indbyder til radikal optræden, Interview, Land og Folk, Kopenhagen, 11. Juli 85, S. 8.

Zeitschriftenschau — Sozialdemokratische Sicherheitspolitik

»Der Begriff eines stabilen strategischen Verhältnisses, das sich auf das Akzeptieren der gegenseitigen Verwundbarkeit gründet, spiegelt nicht einen natürlichen Zustand wider, sondern eine Geisteshaltung« (Fred Charles Iklé, Staatssekretär im amerikanischen Verteidigungsministerium, Amerikanische Argumente für eine Überprüfung der Theorie der Abschreckung, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.5.85).

Von dieser Geisteshaltung verabschiedete sich der Bundeskanzler im Februar auf der Münchner Wehrkundetagung. An die Stelle der Abschreckungsstrategie sollte die 'neue Verteidigungsinitiative' treten. Ganz unverständlich war ihm, daß plötzlich Leute sich gegen die SDI-Pläne für die Abschreckung einsetzen, die eben noch gegen die Stationierung der Pershing II demonstriert hatten. Gemeint war die SPD (Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, 9.2.85).

Inzwischen tut es ihm und allen, die diese Gedanken zu schnell in die Öffentlichkeit brachten, leid, und die Bemühungen sind nicht zu übersehen, die militärstrategische Diskussion zu relativieren. Zu spät haben der Bundeskanzler und andere Anhänger von SDI bemerkt, daß ein öffentlich gemachter Wechsel strategischer Optionen — unabhängig von den Inhalten — die Diskussion generell freigibt. Keinem, der sich auf kompetente Weise und mit politischem Gewicht hier einschaltet, ist noch der Vorwurf zu machen, gemeinsame Grundpositionen der Politik der Bundesrepublik zu verlassen. Die Regierung ist vorausgegangen.

Die SPD hat sich diesen Vorteil schnell zunutze gemacht. Sie kapriziert sich dabei wenig auf apokalyptische

Warnungen vor einem Krieg der — oder in den Sternen. Vielmehr verteidigt sie die Strategie der Abschreckung als Bestandteil ihrer Politik der Sicherheitspartnerschaft. Die 'gegenseitige Verwundbarkeit' ist in dieser Sicht eine Bedingung dafür, die Sicherheit des anderen mitzudenken. Niveau und Technologie der Abschreckung können und sollen verringert werden, nicht aber die ihr innewohnende wechselseitige Beziehung, die im Gegenteil auf dieser Grundlage auszubauen ist. Wer sie verläßt, von welchen Motiven auch angezeigt, verläßt die potentielle Basis der Koexistenz zugunsten mindestens egoistischer Überlebensinteressen, die illusionär sind. So das Axiom, dem die Regierung nichts Greifbares entgegensetzen hat.

Der glückliche Umstand, daß die Regierungen der USA und der BRD zu früh zu laut nachgedacht haben, versetzte die SPD in die Lage, bisher heterogenen Elementen ihrer Ostpolitik einen Rahmen zu geben und damit auf dem wichtigsten Feld der bundesdeutschen Außenpolitik ideenreiche Orientierungen anzubieten, zu denen die Bundesregierung sich nur verhalten kann, als hätte sie die Rolle der Opposition bereits übernommen.

Einen Einblick in die Überlegungen der SPD gibt die Zeitschrift *Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte (NG/FH)*. In der Februar-Ausgabe (2/85) waren sie Thema. Reinhard Mutz vom Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik der Universität Hamburg referierte Geschichte und Wirkung des Harmel-Berichts, einer Grundsatzklärung des NATO-Ministerrats aus dem Jahr 1967, die, wenn auch sehr interpretationswürdig, Entspannung als Zielsetzung westlicher Sicherheitspolitik erstmals aufnahm. Für

Mutz heißt das: »Der Harmel-Bericht entläßt die NATO aus der Rolle der reinen Verteidigungsorganisation und weist ihr den Weg einer Sicherheitsgemeinschaft im umfassenden Sinn«. Der SDI wird eine zwar des öfteren in Frage gestellte, aber nach wie vor gültige NATO-Position entgegengehalten. Allein hat die Entspannung aber keine Zukunft. Die Kombination von Entspannung und Rüstung aus den siebziger Jahren war nicht stabil. Die SPD sei darum »heute dabei«, schreibt Klaus von Schubert, Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission seines Parteivorstandes, Positionen gemeinsamer Sicherheit »programmatisch zu verankern.«

»Elemente kooperativer Sicherheitspolitik gehörten schon zum Kern der Entspannungspolitik. ... Die Denkfigur der gemeinsamen Sicherheit nimmt diesen Faden auf, geht aber mit der Benennung der Realität einen entscheidenden Schritt weiter als die Entspannungspolitik der sechziger und siebziger Jahre. 'Sicherheitspartnerschaft' war bereits eine weit in die Zukunft reichende programmatische Umsetzung. Sie wurde allerdings als Gegenwartsbeschreibung mißverstanden. Gemeinsame Sicherheit ist kein Programm, sondern diejenige Interpretation der Realität, die den programmatischen Weg einer bis ins nächste Jahrhundert hineinreichenden, überlebensfähigen Sicherheitspolitik weist«.

Karsten D. Voigt versucht, was die Entspannungstheorie nicht leistete, die logische Beziehung zwischen Abschreckung und Koexistenz herzustellen. »Sicherheit durch Abschreckung muß um die politische Komponente dauerhafter Beziehungen zwischen Ost und West erweitert und — soweit wie dies als Ergebnis einer politischen und militärischen Risikoabwägung verantwortbar erscheint — ersetzt werden«. Das Ziel ist fern: »Die Regierungen des Westens haben zur Zeit noch keine Gesamtkonzeption für einen umfassenden Interessenausgleich, noch kein substantielles

Gesamtkonzept für eine Vertiefung der Zusammenarbeit und einen Abbau der Konfrontation im Verhältnis zur Sowjetunion und den übrigen osteuropäischen Staaten. Die Sowjetunion beklagt diesen Zustand zu Recht. Ich selbst vermag aber umgekehrt bei der Sowjetunion gegenwärtig noch keine zugleich substantielle und detaillierte Konzeption für einen umfassenden Interessenausgleich mit dem Westen insgesamt, aber auch für Europa insondere zu erkennen«.

Aber daß die Abschreckungstheorie zur Koexistenz weiter zu denken ist, gilt als Konsens: »Das Modell der Sicherheitspartnerschaft setzt letztlich die Existenz der Massenvernichtungswaffen voraus, weil — wie Bahr es ausdrückt — im Zeitalter solcher Waffen Sicherheit nur mit der anderen Seite, nicht aber gegen sie erlangt werden kann«; Bernhard Zepter.

Die Logik der Verknüpfung von Abschreckung, Sicherheitspartnerschaft und Koexistenz, das erste Element der Sicherheitspolitik der SPD, findet sich schon in der 'Berliner Rede' von Günter Gaus, »Die Sozialdemokraten und die deutsche Friedenspolitik«, aus dem Jahr 1981. Sie bereits enthält die Aufforderung, Abschreckung als einen militärischen Zustand zu verstehen, von dem aus die Fortsetzung der Politik mit friedlichen Mitteln zu denken sei. Die Ablösung der Abschreckung durch neue militärische Mittel in Gestalt des SDI-Programms hebt solche Überlegungen in die Öffentlichkeit, macht sie zu einem attraktiven Konkurrenzprogramm, über das der Dialog mit westlichen wie mit östlichen Partnern zustande kommen soll.

Ein zweites Element des sozialdemokratischen Konzepts der Sicherheitspartnerschaft heißt darum 'Europa', genauer Westeuropa. Die SPD sucht in Westeuropa Bündnispartner, weil die Strategie der West-Ostbeziehungen keine bundesdeutsche Angelegenheit sein kann. Des weiteren, so der Eindruck,

möchte man das Bedrohungstheorem, auf dem die NATO ideologisch aufbaut, wenn es schon nicht aus der Welt zu schaffen ist, relativieren; zumindest den USA das Interpretationsmonopol für Fall und Ausmaß der 'Bedrohung' nicht überlassen. Der zugrundeliegende Europabegriff unterscheidet sich von dem der Regierung, die den ihr zugänglichen Westteil des Kontinents als eine weitere Schleife des deutschnationalen Weges begreift.

Gerhard Heimann, stellvertretender Obmann der sozialdemokratischen Bundestagsfraktion im Bundesausschuß für innerdeutsche Beziehungen — die Titel der SPD sind mit denen der SED bereits koexistenzfähig — schreibt in *Heft 4 der NG/FH*: »Je weniger die Interessen Westeuropas in der amerikanischen Politik gut aufgehoben sind, desto stärker muß Westeuropa eine eigene Politik formulieren und durchsetzen. Das ist der Kern dessen, was Horst Ehmke die 'Selbstbehauptung Europas' genannt hat. Ein Westeuropa, das gezwungen wird, stärker auf eigenen Beinen zu stehen, führt zwangsläufig zu einer Neubestimmung der europäischen Balance«. Das »Herzstück« einer westeuropäischen Integration, die den Gefährdungen der Ost- und Vertragspolitik seitens der USA widerstehen kann, nennt er die 'deutsch-französische Freundschaft'. Adenauers Enkel könnte sich auch um diesen Teil seiner Erbschaft betrogen sehen, wenn er sich aus der Kontinuität der Schmidtschen Politik der Raketenstationierung gänzlich löste und allein auf Raketenabwehr setzte, die das Bedrohungssyndrom zum ausschließlichen Inhalt hat.

Ein wichtiges Dokument auf dem Weg einer europäischen Sicherheitspolitik ist der SPD die Erklärung des internationalen Sekretärs der französischen Sozialistischen Partei, Jacques Hünzinger (*NG/FH 5/85*), es sei in Frankreichs Interesse, »seine Abschreckung und seine Verteidigung mit ihrer vollen Wirksamkeit zum Schutze Westeu-

pas« einzusetzen. Egon Bahr erwartet von dieser Rede, daß sie Geschichte macht, und kommentierte fast jubilierend: »Eine stärkere Rolle Europas in der Sicherheitspolitik ist .. nur möglich, wenn die nationale Strategie Frankreichs nicht mehr die erste Priorität seiner Sicherheitspolitik bleibt, sondern erkennt, daß seine nationalen Interessen in den Fragen der Sicherheit nur in der europäischen Identität gewahrt werden können. Europäische Sicherheit ist nicht ohne Frankreich möglich. Insofern hält Paris den Schlüssel in der Hand, der für europäische Sicherheitspolitik eine neue Situation öffnen kann. Das ist die Dimension der Rede Hünzingers. Endlich!«

Den friedlichen Zweck westeuropäischer Militärtechnologie erklärt Hünzinger: »Wir würden unsere Mittel wirksamer einsetzen, wenn wir gemeinsam eine europäische militärische Welt Raumtechnologie entwickeln würden. Diese könnte, ohne uns bereits festzulegen, auf friedliche Zwecke begrenzt werden, z.B. für Beobachtung und Aufklärung. Diese würde uns von den amerikanischen Aufklärungsinstrumenten unabhängig machen und würde uns eine europäische Einschätzung der Kräftegleichgewichte, der militärischen Einrichtungen und der Truppenbewegungen ermöglichen«. In der August-Ausgabe der *NG/FH 8/85* geht Hermann Scheer genauer auf »Chancen und Klippen einer deutsch-französischen Sicherheitskooperation« ein. Auch Mike Gapes, Research Officer in der Internationalen Abteilung der britischen Labour Party kommt in den *NG/FH 3/85* zu Wort. Er erläutert den Leitantrag seiner Partei über 'Verteidigung und Sicherheit für Britannien': »Die Labour-Party ist bestrebt, gemeinsam mit anderen europäischen sozialistischen Parteien das Konzept eines nicht-nuklearen gesamteuropäischen Sicherheitssystems zu entwickeln.«

Ein drittes Element gemeinsamer Sicherheit mit dem Ziel der Sicherheits-

partnerschaft findet sich in der neueren Politik der SPD gegenüber der DDR. Schon daß der Boden nicht die 'deutsche Einheit in Freiheit', sondern europäische Sicherheitspolitik ist, unterscheidet sie von den die CDU beherrschenden Gedanken. Eine ausschließliche Verbesserung der Beziehungen zwischen BRD und DDR »kann zu den großen Fragen der politischen Ordnung in Europa nur sehr am Rande etwas beitragen« — Horst Ehmke, *Politik und Kultur* 2/85. 'Deutsch-deutsche' Sorgen hin und her, die SPD entzieht sich natürlich diesen Obligationen nicht, bestimmend scheint für ihre Außenpolitik die DDR als »Partner in Europa« zu sein, wie Fred Oldenburg im *DDR-Report* 8/85 schrieb. »Durch die rapide zunehmenden Westkontakte erreichte die DDR ... ein vermehrtes Verständnis für die östliche Sicht der 'Realitäten in Europa' und übt somit indirekt Druck auf die Bundesregierung aus«.

Die Korrektur des Blickwinkels, unter dem die DDR auch von der BRD aus wahrzunehmen ist, fand einen Ausdruck im 'Deutschlandpolitischen Positionspapier der Sozialdemokratischen Bundestagsfraktion' vom November

1984, ganz abgesehen wiederum von Günter Gaus' weitvorauselgenden Gedanken früherer Jahre. In den Verhandlungen und schließlich getroffenen Vereinbarungen zwischen der SPD und der SED über einen »Rahmen für ein Abkommen zur Bildung einer von chemischen Waffen freien Zone in Europa« liegt nun das erste Dokument dieser Politik vor. Ein Mitglied der SPD/SED-Arbeitsgruppe Chemiewaffenfreie Zone in Europa, Uwe Stehr, kommentierte im *DDR-Report* 7/85: Die Vereinbarungen »stellen ein Modell dar, das zeigt, daß mit dem Konzept der Sicherheitspartnerschaft und der Entspannung eine Lösung bislang kontroverser sicherheitspolitischer Fragen prinzipiell möglich ist«. Kein »Modell Deutschland« ist gemeint, vielmehr ein Modellfall europäischer Sicherheitspolitik.

Auf der Bonner Pressekonferenz zum Abschluß der Vereinbarungen sagte Hermann Axen, die SED stimme dem von Sozialdemokraten gebrauchten Begriff der Sicherheitspartnerschaft zu. Er entspreche dem, was die DDR unter gleicher Sicherheit verstehe (*Neues Deutschland*, 20.6.85). T.N.

»Wovon lebt eigentlich Herbert? Hoffentlich nicht nur von der Zuversicht, daß ich bald zurückkomme.«
Bertolt Brecht

HANSER
HANSF
HANS
HAN
P

Gab es eine Stunde Null?

Zwischen 1945 und 1948, zwischen Kapitulation und Währungsreform: ein kulturelles wie auch kulturpolitisches Niemandsland? Trümmerzeit im vollkommen zerstörten, besetzten Deutschland vor der Gründung der Bundesrepublik? Jahre der Erschöpfung, der Entmündigung, der langsamem Erholung? Oder Jahre einer einzigartigen kulturellen Produktivität und einer energetischen Erneuerung nach Jahren der Lähmung und der Kulturerstörung. Hermann Glaser, engagierter



Kulturpolitiker und Autor vieler erfolgreicher Sachbücher, beschränkt sich in seinem neuen Buch nicht auf eine historische Darstellung der aufgewühlten Atmosphäre jener Umbruchzeit, sondern er stellt zugleich die aufschlußreiche Frage, welche Weichen damals für unsere heutige Kultur und die Entwicklung gestellt wurden. Die KULTURGESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK ist ein fesselndes, aktuelles Lesebuch, das durch Register und Zeittafel auch zum umfassenden Nachschlagewerk wird.

376 Seiten. 59 Abb. Linen. DM 54,-

Die neuen Konservativen

David Bosshart u.a.: Neokonservatismus und Neue Rechte in USA und Frankreich
 Heinz Kleger: Was ist Neokonservatismus?
 Bob Jessop u.a.: Anatomie des Thatcherismus
 Stuart Hall: Autoritärer Populismus
 Achille Occhetto: Das Projekt der KPI — Krisen des Sozialismus in der sowjetischen Diskussion
 Alex Demirovic: Philosophie und Staat
 Michael Jäger: Diskurstaktiken
 Volker Schurig: Feministische Mythen
 DM 12,-/f. Stud. 9,- (Abo: 9,80/7,50)

Literatur der siebziger Jahre

Hrsg. v. G.Mattenklotz und G.Pickerodt

Dieser Band zeigt die literarischen siebziger Jahre nicht als die subjektivistische Reaktion auf die politischen Sechziger, sondern als Epoche neuer literarischer Impulse: Das Ende der literarischen Repräsentation, durch den Anschlag auf die Berufsschriftsteller durch die neue Bewegung der Selberschreiber und Alltagsästhetiker, die literarische Eroberung von Arbeitswelt und Frauenleben, Knast und Kinderwelt. Beiträge u.a. über Volker Braun, Handke, Hacks und Bernhard.
 Literatur im historischen Prozeß, AS 108
 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Frauen - Weiblichkeit - Schrift

Hrsg. v. R.Berger, M.Hengsbach, M.Kublitz, I.Stephan und S.Weigel

Die Beiträge setzen die Diskussion um eine »Feministische Literaturwissenschaft« (dokumentiert in AS 120) fort. In einem methodischen Abschnitt (»Weiblichkeit und Schrift«) werden strukturalistische und diskurstheoretische Ansätze diskutiert, um »Weiblichkeit« nicht nur in der thematischen Struktur von Texten, sondern auch in der Schreibweise offenzulegen; dies wird in zwei problemorientierten Abschnitten vertieft.
 Literatur im historischen Prozeß NF.14, AS 134
 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

DAS ARGUMENT 152

Die neuen Konservativen

Achille Occhetto: Das Projekt der KPI — Krisen des Sozialismus in der sowjetischen Diskussion
 Bob Jessop u.a.: Anatomie des Thatcherismus
 Stuart Hall: Autoritärer Populismus
 Michael Jäger: Diskurstaktiken
 Volker Schurig: Feministische Mythen
 DM 12,-/f. Stud. 9,- (Abo: 9,80/7,50)

LITERATUR IM HISTORISCHEN PROZESS

Volker Braun · Christa Wolf · Ingeborg Diekizia · Volker Braun · Bernhard · Peter Hahn · Egon Erwin Kisch · Helmut Müller · Alfred Andersch · Helmut Müller · Klaus Geissler · Peter Martin Walser · Timm · Michael Ende · Sander · Birgit Engelman · Karsten Lüdem · Volker Braun

LITERATUR DER SIEBZIGER JAHRE

LITERATUR IM HISTORISCHEN PROZESS

**FRAUEN - WEIBLICHKEIT - SCHRIFT**

Argument-Vertrieb
 Tegeler Straße 6
 1000 Berlin 65

ARGUMENT

SOZIALISMUS**»WIR SCHAFFEN DAS NEUE LIBERALE ZEITALTER«**

Auch wenn Optimismus zur Leitlinie der Regierungspolitik geworden ist — die Neokonservativen kommen um die nächste Krise nicht herum. Keine Schönfärberei — kein Geißbler und kein Kohl — können die rapide Verschlechterung der Lebensverhältnisse auf Dauer verbrämen.

»ANDERS ARBEITEN UND ANDERS LEBEN« lautet die zusammenfassende Formel für eine Erneuerung der politischen Linken. Die Debatte über die ZUKUNFT DER ARBEIT voranzutreiben, ist die Aufgabe der Zeitschrift **SOZIALISMUS**.

Unsere Themen u.a.:

- Weltwirtschaft vor einer neuen Krise — Alternativen für die Erste und Dritte Welt statt Hochrüstung und Armut
- Was leistet der Sozialstaat — was nicht? Argumente zur Erneuerung.
- Umwelt und Technik: Erfordernisse einer ökologischen Gesamtreform.
- Gesellschaftspolitische Alternativen der Linken in Großbritannien, Italien, Frankreich usw.
- Reformen in den sozialistischen Ländern: Sowjetunion, China usw.

Unsere Autoren: ... von B — Z

Bäcker/Conert/Wettig-Danielmeier/Fischer/Glotz/Hickel/Ingrao/Kofler/Mahlein/Natta/Oertzen/Peter/Reichlin/Scharpf/Therborn/Voigt/Weizmüller/Zinn u.v.a.m.

SOZIALISMUS erscheint monatlich mit 60 Seiten im Großformat zum Preis von DM 6,— **Jahresabo:** DM 55,— (+ Porto)

Bestellungen bitte an: VSA-Verlag, Postfach 50 15 71, 2000 Hamburg 50



Über die
Tagesaktuallitäten
hinaus:
eine
Alternative
zum
schwatzhaften
Feuilleton

Beiträge zu THEATER, MEDIEN, KULTUR- POLITIK.

Heft 11
Klassiker
Frühjahr 85

Heft 12
Theaterkritik
Sommer 85

Heft 13
Spektakel
Herbst 85

Heft 14
**Gegenwartsthemen/
Gegenwartsstoffe**
Winter 85

Heft 15
Theatermarketing
Frühjahr 86

Coupon: Bitte senden Sie mir 1 **kostenloses Probeheft** aus dem letzten Jahrgang. — Ich bestelle ___ Ex.
TZS Nr. ___ zu je 9,50 DM gegen Rechnung.

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Ausschneiden und einsenden (oder einfach Postkarte) an:
TheaterZeitSchrift, Großeberenstraße 13A, 1000 Berlin 61

P r o b e l e s e n !

WECHSEL WIRKUNG

Zeitschrift für
TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT



Schwerpunkt: Neue Weibilder □
Mein New-Age-Dilemma □ Faszination □
Wendezelt - Wendedenken -
Wegdenken □ Mißtraue der Idylle! □
Die Unordnung der Dinge □ Ein
„neues Weltbild“ in der Geschichte □
Den Seinen gibt's der Herr im
Schlaf? □ Im Delphinarium: Eine
Weltbild-Show □ Der Wendehammer
Weitere Themen: RWE: Geschäft mit
Energie □ Der automatenlesbare
Personalausweis □ Strategien für ein
globales EDV-System bei General
Motors □ Sterilisationspolitik im Na-
tionalsozialismus □ Modellierung
der Sinne

Bitte kostenloses Probeheft anfordern!

WECHSELWIRKUNG berichtet über politische Aktivitäten im naturwissenschaftlich-technischen Bereich, Gewerkschaften und soziale Konflikte. WECHSELWIRKUNG analysiert die soziale, politische und ökonomische Funktion von Technik und zeigt deren Perspektiven und Alternativen auf. WECHSELWIRKUNG ist ein Diskussionsforum für Naturwissenschaftler, Ingenieure und Techniker.

WECHSELWIRKUNG erscheint vierteljährlich.

Bestellungen an: WECHSELWIRKUNG, Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61

DM 6,- Einzelheft (+ Versandkosten), DM 24,- Abonnement für 4 Hefte (incl. Versandkosten)

Das Lexikon zum deutschsprachigen Film

CINEGRAPH

»...gehört dieses Filmlexikon, das bislang einzigartig ist, in jeden Auskunfts- und Fachbestand.« (ekz-Informationsdienst)

»Das wichtigste Ereignis auf dem deutschen Filmbuch-Markt dieses Jahres ist zweifellos der Start von CINEGRAPH.« (Frankfurter Neue Presse)

»Endlich wieder ein Lexikon zum deutschsprachigen Film: CINEGRAPH.« (Blickpunkt: Film)



CINEGRAPH
Lexikon zum deutschsprachigen Film

Herausgegeben von
Hans-Michael Bock

Redaktion:
Frank Arnold, Hans-Michael Bock, Wolfgang Jacobsen, Jörg Schöning; Gerke Dunkhase, Danielle Krüger, Barbara Nix Lübbert, Corinna Müller, Herdis Pabst.

Loseblattwerk
1396 Seiten, DM 118,--
einschließlich Register und
zwei Ordnern
ISBN 3-88377-200-3
Best.-Nr. 018030035

Dieses Werk berücksichtigt das Filmschaffen im Deutschen Reich, der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik ebenso wie das in Österreich und in der Schweiz; berücksichtigt wird auch das wichtige Kapitel der Film-Emigration.

CINEGRAPH ist gleichermaßen Nachschlagewerk, aktuelles Handbuch und wissenschaftliches Kompendium, dessen Loseblattform gerade in den detaillierten Filmmografien die laufende Berücksichtigung der neuesten Filmproduktion und der filmhistorischen Forschung ermöglicht.

CINEGRAPH bietet neben sorgfältig recherchierten Daten und Fakten zum deutschsprachigen Film zahlreiche Essays, die – oft kontrovers – zur Auseinandersetzung mit dem Film in Vergangenheit und Gegenwart anregen.

CINEGRAPH bietet Fans, Filminteressierten, Kinomachern, Historikern, Journalisten, Produzenten und Filmemachern stets neueste Informationen.

**edition
text +
kritik**

Levelingstraße 6a,
8000 München 80

Wir sind

uns einig mit allen, die, gleich uns, nach den am meisten fortschrittlichen und vernünftigen Methoden suchen, um die anstehenden Probleme zu bewältigen.

Was Probleme der Ausschreibungspraktiken am Bau anbelangt, lösen wir diese mittels Einsatzes von Computern. Das ist fortschrittlich und vernünftig, und darum gibt es auf diesem Sektor derzeit nichts Beseres als



BauData

Königsberger Str. 54
Postfach 1401
3012 Langenhagen
Telefon (0511) 73 10 84 - 85
Telex 922533 bauda d

F 7020 B
017007772/00985/00003

HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A

1000 BERLIN 15

geplant für

10/85
Oktober

Armin Steil

Selbstverwandlung und Ich-Opfer
Die Ethik des Klassenverrats

Arne Raeithel

Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz

Wolfgang Fritz Haug
Strukturelle Hegemonie

Frank Deppe

Replik auf WFH

Peter Schütze

Die Zitronenideologie

Klaus Kreimeier

Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück

Joachim Krausse

Da kam etwas dazwischen
Neue Medien und Kunst

Frank Unger

Brief eines älteren amerikanischen Neokonservativen
an einen jüngeren linken Freund in der BRD

außerdem Texte von: Peter Maiwald, Thomas Neumann,
Michael Schneider, u. a.